Heute auf Seite 24: Ist unser Staat wirklich gerüstet?

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Jahrgang 28 — Folge 47

Parkallee 84, 2000 Hamburg 84 / 19. November 1977

C 5524 C

Gefährliche Halbwahrheiten

Musterbeispiele verzerrender Geschichtsdarstellung bei den deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen

Zu den die Geschichte des deutsch-polnischen Verhältnisses verfälschenden Aussagen gehört auch die Empfehlung 19 über die deutsch-polnischen Beziehungen 1933 bis 1939. Mit Recht beanstandet die sachkundige Kritik hierzulande das Verschweigen der Mitwirkung der UdSSR im politischen Kräftespiel des Jahres 1939, das zur Auslösung des militärischen Vorgehens Deutschlands gegen die Republik Polen führte. Daß weder der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 einschließlich des geheimen Zusatzprotokolls über die Abgrenzung der Interessensphären noch das Eingreifen der Roten Armee erwähnt wird, macht deutlich, daß in entscheidenden Punkten Moskau die Feder der polnischen Konferenzteilnehmer geführt hat.

So weit, so gut, oder aber auch so schlecht, weil es hier mit einem Musterbeispiel verzerrender Geschichtsdarstellung durch Weglassen bedeutender Fakten zu tun haben. Gutgemeinte Kritik an diesem Tatbestand wird aber dann höchst fragwürdig, wenn dieser historische Sachverhalt aus einer durch nichts gerechtfertigten Schuld- und Bußgesinnung heraus gehandelt wird. Es wird oft flugs eingestanden, daß ein schuldhafter Überfall auf das friedliebende Polen stattgefunden hat, aber diese große Schuld könne doch, so klingt es aus dem Argument, eigentlich halbiert werden, weil man ja den Komplizen aus Moskau mit im Spiel hatte. Und mit halber Schuld steht man ja dann nicht mehr ganz so belämmert in der Weltgeschichte, meint man.

Völlig in die Irre geht die Argumentation, wenn, wie kürzlich in einer Wochenzeitung zu lesen war, der deutsch-sowjetische Pakt vom August 1939 „einzig und allein für die Zerstückelung von Polen entscheidend war". Weiter heißt es dort: „Schließlich war diese Teilung Polens im Hitler-Stalin-Pakt unter entscheidender Mitwirkung der Sowjetunion der Hauptgrund für die Vertreibung der Deutschen aus unseren Ostgebieten jenseits von Oder und Neiße. Jenen Landstrichen also, mit denen man (!) Polen 1945 für sein an die UdSSR verlorenes Gebiet entschädigt hat." Schließlich vermisse man jeden Hinweis in den Schulbuchempfehlungen darauf, „daß 170 000 Quadratkilometer ponischen Territoriums von den Russen kassiert wurden".

Es kann nur eine beklagenswerte geschichtliche Unkenntnis der Anlaß sein für das hier erkennbare Wiederaufleben jener unsinnigen Kompensationstheorie, mit der schon die Verfasser der anrüchigen Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland auf Bauernfang gingen. Die dort zu findende Milchmädchenrechnung (unter Verantwortung von Georg Bluhm) für Polen sah so aus:

Staatsgebiet 1921—1937	388 634 qkm
Polnische Ostgebiete	— 180 000 qkm
Verwaltungsgebiete	+ 103 028 qkm
Heutiges Hoheitsgebiet	311 730 qkm

Da fehlen Polen eigentlich noch 77 000 qkm an Entschädigung, könnte man meinen.

Die ganze Wahrheit sieht entschieden anders aus. „Ostpolen", jene 180 000 qkm „verlorenen", an die UdSSR gefallenen Gebiets hatte sich der junge polnische Staat in einem gegen Rußland und die Ukraine geführten Angriffskrieg gewaltsam angeeignet. Im Frieden von Riga am 18. März 1921 mußte die geschwächte Sowjetunion die polnischen Eroberungen, mit denen Polen über zehn Millionen Russen, Ukrainer, Litauer und andere Minderheiten unter seine Herrschaft gebracht hatte, anerkennen. Hier liegt einer der wesentlichen Gründe für das sowjetische Vorgehen gegen Polen 1939.

Der Annexion folgte eine Periode brutaler Unterdrückung der unterworfenen Bevölkerung. Die ukrainische Presse wurde verboten, die ukrainische Sprache aus den Ämtern verbannt, das einheimische Schulwesen liquidiert. Die Enteignung von 800 000 ha westukrainischen Bauernbodens gehören zum System gewaltsamer Polonisierung, wie die Ansiedlung polnischer Veteranen und die Schließung der ukrainischen Lehrstühle an der Universität Lemberg. Ukrainischer Widerstand wurde durch den Einsatz kriegsmäßig ausgerüsteter Polizeitruppen und Ulanenregimenter gebrochen. Der „Manchester Guardian" schreibt dazu am 17. 10. 1930: „Der polnische Terror ist heute schlimmer als alles andere in Europa. Aus der Ukraine ist ein Land der Verzweiflung und Zerstörung geworden ..." Am 14. 12. 1931 berichtete dieselbe Zeitung: „Die Minderheiten in Polen sollen verschwinden. Die polnische Politik ist es, die dafür sorgt, daß sie nicht nur auf dem Papier verschwinden. Die Ukraine ist unter der polnischen Herrschaft zur Hölle geworden. Von Weißrußland kann man dasselbe mit noch größerem Recht sagen. Das Ziel der polnischen Politik ist das Verschwinden der nationalen Minderheiten, auf dem Papier und in der Wirklichkeit."

Dies Ziel gegenüber den 2,2 Millionen Deutschen wurde in der Zwischenkriegszeit zwar nicht mit solch offensichtlichem Terror verfolgt, aber dennoch nahezu erreicht. Bis zum August 1939 zwang Polen rund 1,5 Millionen Deutsche zur Auswanderung oder Flucht ins Reich. Allein in den Sommermonaten 1939, als nach der britischen Garantieerklärung vom März physische Gewalt gegen die Deutschen eingesetzt wurde, betrug die Zahl der in deutschen Lagern untergebrachten Flüchtlinge bis zum 21. August 70 000. Die im Frühjahr 1933 vom oberschlesischen Wojewoden Grazynski verkündete Parole „Deutsche ausrotten" mündete bekanntlich in der Ermordung von 20 000 Volksdeutschen, von denen nach Lokalisierung der Massengräber vor Einbruch des Winters 12 857 identifiziert werden konnten.

Das Polen der Zwischenkriegszeit hat bis 1939 mit jedem seiner Nachbarn — außer Rumänien — Krieg geführt oder ihnen mit Krieg gedroht. Der Angriff gegen Rußland brachte die „Polnischen Ostgebiete", mit militärischer Gewalt wurde Litauen seine Hauptstadt Wilna entrissen, Drohung mit Gewalt führte zur Annexion des tschechischen Olsa-Gebietes.

Zur objektiven Bewertung der politischen Vorgänge, die den bewaffneten Konflikt vom 1. September 1939 auslösten, der die europäische Tragödie einleitete, ist die Legende vom deutsch-sowjetischen Pakt als der alleinigen Ursache nicht hilfreich. Er war eine hohe Karte im politischen Pokerspiel, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Zur ganzen Wahrheit gehört aber auch, daß der Anteil einer hybriden, expansiven und zum nationalistischen Exzess neigenden Politik der polnischen Staatsführung nicht unter den Teppich gekehrt wird.

Man macht es sich allzuleicht, wenn man den „Hitler-Stalin-Pakt" von 1939 als „Hauptgrund" für die Vertreibung der Ostdeutschen ausgibt. Der Wahrheit ist damit schlecht gedient.

Zur Vertreibung der Deutschen und der Okkupation eines Viertels ihres Staatsgebietes trafen sich polnischer Chauvinismus und sowjetischer Machtanspruch. Diese Verbindung wird keinen Ewigkeitscharakter haben.

Harry Poley



Die Unterzeichnung des Geheimabkommens über die Teilung Polens durch die Außenminister Ribbentrop und Molotow in Anwesenheit Stalins im August 1939 war nur ein Teilaspekt in den russisch-polnischen Auseinandersetzungen; ihr Ausgang war der Frieden von Riga (März 1921), wo die geschwächte Sowjetunion die polnischen Eroberungen mit zehn Millionen Russen, Ukrainern, Litauern und anderen Minderheiten anerkennen mußte, die Warschau unter seine Herrschaft gebracht hatte — Foto Ullstein

Stammtisch-Patrioten

H. W. — Sicherlich hat mancher Stammtisch seine guten Seiten. Wir sollten es uns auch nicht mit denen verderben, die ihrem Stammtisch einen besonderen Stellenwert im Ablauf der Woche beimessen. Hier geht es auch um etwas ganz anderes. Nämlich darum, daß von jedem, der sich zu unserem politischen Anliegen bekennt, ein stärkeres Engagement verlangt werden muß, als das gemeinhin am Stammtisch notwendig ist. Beim Stammtisch geht es nicht um Konfrontation, dort geht es vielmehr um die Gemütlichkeit. Gerade die aber muß dort aufhören, wo es um die Schicksalsfragen unseres Volkes geht. Sie sind einfach nicht aus der Vereins- oder Stammtischsphäre zu betrachten — geschweige denn zu behandeln.

Wer sich heute aus einem politischen Anliegen heraus zu einer Gemeinschaft bekennt, der ist weit davon entfernt, allein in Stammtisch und Fähnchen einen Sinn zu sehen, sich bei Bier und Korn in zackigen Sprüchen von Heimat und Vaterland zu ergehen und sich dabei blitzenden Auges zu begegnen. Das mag alles schön und gut, aber doch zu harmlos sein, um einen echten Faktor darzustellen in der großen Auseinandersetzung unserer Zeit. Eine Gemeinschaft kann immer nur Mittel zum Zweck sein; sie zum Hauptzweck zu degradieren, damit dieser oder jener wieder in Amt und Würden kommt oder sonstwas wird, das hieße in der Tat, die Zeit nutzlos vergeuden.

Wir möchten wünschen, daß gerade in unserer Gemeinschaft das politische Anliegen vor allen anderen Interessen steht und wir wünschen uns eine Führung, die politisch zu denken und zu handeln versteht. Was würde uns eine Führung nutzen, die sich nicht darauf verstehen würde, unser eigenes Anliegen in die richtige Relation zur Zeit und den gebotenen Notwendigkeiten zu setzen? Wer von der Heimat spricht und will, daß sie einmal wieder zu einem wiedervereinigten und freien Deutschland gehört, wird diesem Ziel mit Gruppenegoismus oder mit falschem Pathos nicht einen Deut näherkommen. Es muß vielmehr genau überlegt und abgeklärt werden, wie dieses Ziel in unserer Zeit erreicht werden kann. Dazu gehört vor allem die Erkenntnis, daß Heimat und Freiheit heute nicht voneinander zu trennen sind. Heimat ist ohne Freiheit nicht zu erlangen.

Die Erhaltung der Freiheit, unsere eigene wie die der westlichen Welt, die Hoffnung, daß unsere Vorstellungen von Freiheit — und die Menschenrechte sind ein Teil davon — einmal von einem größeren Europa Besitz ergreifen, das allein kann doch nur zu der Hoffnung berechtigen, daß auch die engere Heimat im Osten einmal in einen freiheitlichen Raum gebettet und nachfolgenden Generationen wieder zugänglich sein wird.

Es hat also wenig Sinn, nur in Erinnerung an die Heimat zu machen. Mit Erinnerung allein wird nichts bewegt und damit kämen wir der Heimat auch um keinen Schritt näher. Wir kommen ihr aber näher, wenn wir in der großen geistigen Auseinandersetzung unseren Mann stehen. Die Bewährung in der Zeit — das allein ist die Elle, an der wir uns selbst zu messen haben und an der unsere Mitstreiter sich müssen messen lassen.

Würden nämlich Heimatliebe und Patriotismus einmal zum Stammtischpalaver degradiert und würden wir darauf verzichten, uns im Alltag für das vorrangige politische Ziel, nämlich die Erhaltung unserer freiheitlichen Gesellschaftsordnung einzusetzen, dann wäre die Freiheit alsbald verspielt. Von der Heimat ganz zu schweigen. Ja, selbst die Existenz des gemütlichen Stammtisches wäre dann in Frage gestellt. Dawei, dawei ...



AUS ALLER WELT

Harte Priesterworte

Der Leiter des internationalen Hilfswerks „Kirche in Not" (Ostpriesterhilfe), Werenfried van Straaten, beklagt in seinem neuesten Rundbrief die „Priester und Ordensleute, die die Kirche verraten." Pater von Straaten: „Die Lage ist denkbar schlecht. Glaubenswahrheiten, die das Fundament unseres Lebens sind, werden kaum noch verkündet. Je mehr die Sünde weiterwuchert wie die Pest, um so weniger wird sie in Predigten erwähnt . . ."

Kritik an Hase

Der frühere Bundespressechef und Botschafter in London, von Hase, wird in seiner neuen Position als Intendant des ZDF von Bonner Politikern und Journalisten in zunehmendem Maße kritisiert. Es heißt, der neue Intendant erschöpfe sich in der Erledigung von Organisations- und Verwaltungsfragen. Das geistig-politische Feld seiner Arbeit überlasse er dagegen immer mehr den Linken und den „ganz Linken".

Unsicheres Portugal

Die Lage der Republik Portugal treibt einer krisenhaften Entwicklung zu. Ministerpräsident Mario Soares steht auf dem Tiefpunkt seiner Popularität. In der Regierung und im Parlament schließen Experten Putschversuche von links und von rechts nicht mehr aus. Das Ministerium für Finanzen veröffentlichte jetzt die jüngsten Zahlen über die verheerende finanzielle und wirtschaftliche Lage des Landes nach drei Jahren praktiziertem Sozialismus. Danach betrug allein der Lebensmittel-Preisanstieg allein zwischen Juli 1976 und Juli 1977 50 Prozent.

Kissingers Comeback?

Henry Kissinger, Außenminister unter Nixon und Ford, bereitet er sein politisches Comeback vor. Hierzu will er den Republikaner Jacob Javits, der sich aus Altersgründen in den Ruhestand begeben will, als Senator des Staates New York ablösen. Eine Rückkehr in das Statedepartment jedoch wäre nur möglich, wenn die Demokraten die Präsidentenwahl im Jahre 1980 verlieren würden. Während man bei Carters Regierungsantritt den Demokraten eine Amtszeit vorausgesagt hatte, so sind Insider in New York heute bereits wesentlich vorsichtiger geworden.

Neue Verfassung antichristlich

Das christliche Komitee zum Schutz der Gläubigen in der UdSSR hat in einem Brief an den sowjetischen Partei- und Staatschef Breschnew die neue Sowjetverfassung kritisiert, weil sie die Christen in einen Gewissenskonflikt bringe. In dem von Radio Vatikan veröffentlichten Brief wird die ganze indeologische Basis der neuen Verfassung als unanehmbar bezeichnet. Den Gläubigen werde jedes Recht abgesprochen, religiöse Ansichten zu verbreiten. Der Bevölkerung würden die Ansichten der kommunistischen Partei aufgezwungen, obwohl die Mitgliedschaft in der Partei frei sei und nur ein Teil drr Bevölkerung, nämlich rund sechs Prozent, der Partei angehören. Nun verlange der Staat, daß alle Bürger gegen religiöse Überbleibsel kämpfen soll. Damit würden Millionen von Gläubigen gesetzlich verpflichtet, am Aufbau einer gottlosen Gesellschaft mitzuwirken, was mit ihrem Gewissen unvereinbar ist.

Dr. Herbert Hupka MdB:

Ein Minister streicht Deutschland

Nach Girgensohn bestimmt die „Existenzangst" Polens die Deutschlandkarte

Zuerst wird Ostdeutschland jenseits von Oder und Neiße okkupiert und annektiert, und dann erklärt der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen, Jürgen Girgensohn, daß es „die Existenzangst des kleineren Volkes" gebe, auf die wir Rücksicht zu nehmen hätten.

In den Schulen Nordrhein-Westfalens soll es in Zukunft genauso um Deutschland bestellt sein, wie bereits im Deutschen Fernsehen. Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien sind zu streichen.

Es wird in Zukunft im größten deutschen Bundesland zwei Arten von Karten geben, eine gegenwartsbezogene und eine eher als historische Karte zu bezeichnende Darstellung Deutschlands. Auf der gegenwartsbezogenen Karte darf das ganze Deutschland in allen seinen Teilen nicht mehr gezeigt werden. Nur noch auf einer Sonderkarte darf Deutschland unter dem Märchenwort „Es war einmal" in den Grenzen des 31. Dezembers 1937 den Schülern vorgestellt werden.

Das soll nach der Rede des Kultusministers im Landtag Nordrhein-Westfalen nach zwei Richtungen wirken: „Wir erreichen nach meiner Auffassung beides. Wir veranschaulichen die deutsche völkerrechtliche Position, aber wir stellen nicht die staatliche Integrität des heutigen Polens in Frage."

Warschau darf sich über diesen deutschen Kultusminister freuen, denn er erfüllt genau das, was die Kommunisten zwischen Moskau und Ost-Berlin seit Jahr und Tag fordern und erklären:

Das Deutsche Reich hat aufgehört zu existieren. Nunmehr hat das Deutsche Reich für die Schüler und Schulen Nordrhein-Westfalens aufgehört.

Um noch einmal den Minister Girgensohn zu zitieren: „Diese Lösung bedeutet nicht den Verzicht auf Rechtspositionen, wohl aber den Verzicht darauf, den friedlichen Dialog unserer Völker sozusagen dadurch zu behindern, daß wir die Existenzangst des kleineren Volkes aufrechterhalten."

Selbstverständlich ist es ein Verzicht auf Rechtspositionen. Das weiß auch der Kultusminister, aber er geht darüber hinweg, um der Gegenseite zu Gefallen zu sein. Wer Deutschland nicht in allen seinen Teilen darstellt, pfeift auf die Rechtspositionen und schreibt die Erwartungen und Forderungen der Gegner Deutschlands höher als die Pflicht gegenüber dem Wiedervereinigungsgebot, wie es in den Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts niedergelegt und jedes Verfassungsorgan, auch einen Kultusminister der SPD bindet.

„Das Deutsche Reich existiert fort", was besagt denn dieser Satz im Karlsruher Urteil vom 31. Juli 1973 anderes, als daß Deutschland trotz der Teilung nicht untergegangen ist. „Daß die Gebiete östlich von Oder und Neiße mit dem Inkrafttreten der Ostverträge aus der rechtlichen Zugehörigkeit zu Deutschland entlassen und der Souveränität der Sowjetunion und Polen endgültig unterstellt worden seien, kann jedoch den Verträgen nicht beigemessen werden." Was besagt denn dieser Satz aus der Karlsruher Entscheidung vom 7. Juli 1975 anderes, als daß Ostdeutschland jenseits von Oder und Neiße nicht Ausland geworden ist. Und es muß die gemeinsame Entschließung des Deutschen Bundestages vom 17. Mai 1972 mit der Feststellung herangezogen werden: „Die Verträge nehmen eine friedensvertragliche Regelung für Deutschland nicht vorweg und schaffen keine Rechtsgrundlage für die heute bestehenden Grenzen." Schließlich sei auf den Deutschlandvertrag von 1954 mit seinem Friedensvertragsvorbehalt und den Brief zur deutschen Einheit von 1972 mit der Erneuerung des Rechts des deutschen Volkes auf Selbstbestimmung verwiesen.

Über all das setzt sich der Kultusminister von Nordrhein-Westfalen hinweg. „Die Existenzangst" Polens bestimmt die Deutschlandkarte, nicht das Recht, obwohl gleich angemerkt werden müßte, daß es gar keinen Grund für die Existenzangst gibt, nur wird man so wie unter Hitler auch jetzt unter dem Kommunismus Annexion und Unrecht als das bezeichnen dürfen und müssen, was sie in Wirklichkeit sind. Anpassung, Gefälligkeit, Mitläufertum, Kollaboration, diese Bezeichnungen fallen einem ein, will man charakterisieren, was in Nordrhein-Westfalen auf des Ministers Anordnung geschieht.

Unser aller Protest ist notwendig. Zuerst aber muß die CDU-Opposition des Düsseldorfer Landtages Sturm laufen. Dann werden die Eltern von ihrem Recht auf Mitbestimmung Gebrauch zu machen haben, indem sie die Übernahme von falschen Atlanten verweigern und die Streichung Deutschlands aus den gegenwartsbezogenen Landkarten für verfassungswidrig erklären.

Gegen die völkerrechtswidrige Annexion sind wir machtlos, aber gegen die widerrechtliche Billigung dieser Annexion durch Demokraten haben wir uns zu Worte zu melden — als Demokraten und als Deutsche.

Göttingen gab ein gutes Beispiel

Enge Zusammenarbeit zwischen Ostpreußen und Pommern



Ein wirklich gutes Beispiel für die Möglichkeit enger Zusammenarbeit der Heimatvertriebenen auf Kreisebene gaben die Gruppen der Ostpreußen, Pommern, Schlesier und des Bundes der Danziger in Göttingen. Sie hatten gemeinsam ihre Mitglieder und Freunde zu einem Vortragsabend in den „Deutschen Garten" eingeladen, wo der Chefredakteur des Ostreußenblattes und der „PZ", Hugo Wellems, mit seinem Referat über die Lage der Deutschen zwischen Ost und West lebhaften Beifall fand.

Veranstaltungen dieser Art bieten die Möglichkeit über spezifische Anliegen der einzelnen Landsmannschaften hinaus allen Heimatvertriebenen einen Überblick über die politische Lage zu vermitteln. Auch der gelungene Abend in Göttingen trug dazu bei, die Verbundenheit zwischen den beteiligten Kreisgruppen der Vertriebenen zu fördern und der gemeinsamen Aktivität entsprechenden Ausdruck zu geben.

Unser Foto zeigt im Gespräch (von rechts) den Vorsitzenden der Ostpreußen, Kurt Donder, Wilhelm Wallrath (Schlesien), Chefredakteur Wellems, Wolfgang Grau, (Vorsitzender der Pommern in Göttingen) und Joachim Biedekarten, den 2. Vorsitzenden der Kreisgruppe der Ostpreußen.

Foto Fritz Paul

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Chefredakteur: Hugo Wellems

Verantwortlich für den politischen Teil

Kultur, Unterhaltung, Frauenseite: Silke Steinberg

Geschichte, Landeskunde, Soziales: Horst Zander zugleich Aktuelles

Jugend, Heimatkreise, Gruppen: Cornelia Sternberg

Literaturkritik: Paul Brock

Ostpreußische Familie und Briefkasten: Ruth Maria Wagner

Bonner Büro: Clemens J. Neumann

Berliner Büro: Hans Baldung

Anzeigen und Vertrieb: Heinz Passarge

Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. — Bezugspreis Inland 4,80 DM monatl., Ausland 6,— DM monatl. Postscheckkonto für den Vertrieb Postscheckamt Hamburg 84 26 - 204 — Verlag, Redaktion, Anzeigenabteilung, Postfach 8047, Parkallee 84—86, 2 Hamburg 13, Telefon 0 40-44 65 41/42 Anrufbeantworter nach Dienstschluß 44 65 41 — Bankkonto Landesbank Hamburg BLZ 200 500 00, Konto-Nr. 192 344. — Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt. Postscheckkonto für Anzeigen 90 700 - 207 Postscheckamt Hamburg.

Druck: Gerhard Rautenberg, Norderstraße 29/31, 2950 Leer (Ostfriesland), Fernruf 04 91 / 42 88.

Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 18.

Telefon (0 40) 44 65 41 und 44 65 42

Landsmannschaften:

Landesvertretung in Rotenburg

Hamburg — Die im Frühjahr und Herbst eines jeden Jahres tagende Ostpreußische Landesvertretung tritt am kommenden Wochenende, dem 19./20. November in Rotenburg/Wümme zusammen. Im Rahmen dieser zweitägigen Tagung wird u. a. Dr. Ottfried Hennig MdB, über die Frage „Gibt es noch eine Deutschlandpolitik?" sprechen. Zugleich findet eine kulturpolitische Arbeitstagung statt, in deren Rahmen der Kulturpreis der Landsmannschaft an Bibliotheksdirektor i. R., Dr. Ernst Wermke, verliehen wird.

Europa:

Sind wir nur Zahlmeister?

120 Milliarden deutscher Exporte gehen in die EG-Staaten

VON DR. HANS EDGAR JAHN MdB, MdEB

In der öffentlichen Diskussion ist in der letzten Zeit oft mit dem Argument gearbeitet worden, daß die Bundesrepublik sehr einseitig von der Europäischen Gemeinschaft, sozusagen in einer Zahlmeisterfunktion, herangezogen würde. Selbst die Bundesregierung hat sich vor kurzem zu dem Satz verstiegen, die Grenze der deutschen Leistungen an die EG sei erreicht. Eine solche polemische Behauptung erfordert eine Antwort. Sie ist nämlich objektiv falsch.

In Wirklichkeit ist die Bundesrepublik Deutschland wohl der größte Nutznießer der EG. Fast die Hälfte aller deutschen Exporte, heute genau 46 Prozent, gehen in die Gemeinschaft. Das sind Waren im Werte von mehr als 100 Milliarden DM im Jahr. Vor Gründung der EG konnten wir nur rd. 15 Prozent unserer Ausfuhr in diesem Bereich absetzen. Zählt man nun noch die mit der EG assoziierten Länder hinzu, so gehen in diesen zollfreien Markt rund 58 Prozent der deutschen Exporte. Im Anfangsjahr des Gemeinsamen Marktes verkauften wir in die übrigen 8 Staaten der jetzigen Neuner-Gemeinschaft Waren für nicht einmal 10 Milliarden DM. Im vergangenen Jahr waren es fast 120 Milliarden DM.

Jeder dritte deutsche Arbeitnehmer ist vom Export abhängig. Der EG-Raum ist ein sicherer Absatzmarkt bei 260 Millionen Verbrauchern. Während wir 1958 in diesen Raum nur 10 Milliarden DM exportierten, so haben wir heute 10 Milliarden DM Exportüberschuß.

Ein weiteres Beispiel: In den Rezessionsjahren nach 1974 gingen unsere Ausfuhren in die Gemeinschaft nur um 8 Prozent zurück, während unser Handel mit den USA und Japan um 25 Prozent fielen. Und nun zu den realen Zahlen. Während wir 0,5 Prozent unseres Bruttosozialproduktes an die EG abführen, liegt der Durchschnitt bei rund 0,7 Prozent bei den übrigen 8 Staaten. Und die Bruttozahlen sehen wie folgt aus: Pro Kopf und Jahr werden an die Gemeinschaft abgeführt: von den Belgiern 162,— DM, den Niederländern DM 161,—, den Luxemburgern DM 120,—, den Bundesdeutschen DM 115,—, den Franzosen DM 105,—, den Dänen DM 99,—, den Italienern DM 79,—, den Briten DM 74,—, den Iren DM 71,—.

Die Investitionen in die EG sind jedenfalls für die Zukunftssicherung unseres Volkes wichtiger als die Milliarden-Beträge, die wir den kommunistischen Staaten in Form von Direktzahlungen oder fast zinslosen Krediten sinnloserweise zur Verfügung stellen.

Menschenrechte:

Die Lage der Deutschen im Osten

BdV veröffentlichte Menschenrechtsdokumentation

Eine „Dokumentation der Verletzung von Rechtsverpflichtungen zum Schutz der Menschenrechte gegenüber Deutschen" hat der Bund der Vertriebenen in Bonn veröffentlicht. Sie soll, 'e Dr. Czaja, dessen Handschrift sie weitgehend trägt, vor Pressevertretern erklärte, die Aufmerksamkeit der Belgrader Konferenz wie auch der internationalen Öffentlichkeit auf die Verletzung der Menschenrechte gegenüber den Deutschen in den Gebieten des Deutschen Reiches östlich von Oder-Neiße und außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches lenken. In dem 83 Seiten umfassenden „Weißbuch" werden einleitend die rechtlichen Grundlagen für die Einforderung der Menschenrechte dargelegt. Im Hauptteil wird sodann die menschenrechtliche Lage der Deutschen innerhalb der Grenzen Polens, Rumäniens, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion beschrieben und durch dokumentarische Belege und statistisches Material erhärtet. Sie ist insoweit eine aktualisierte Lagebeschreibung des sogenannten Jaksch-Berichtes des Bundestages von 1961.

Polen

Im Vordergrund der Beschreibung stehen die zahlenmäßig wie politisch besonders ins Gewicht fallenden Verhältnisse in Polen, und hier wiederum das prekäre Aussiedlungsproblem. Auch nach den Abmachungen des Bonner Protokolls verläuft die Kurve der Abwicklung der Aussiedlung ungleich. Ab August 1975 ging die Zahl der Ausreisenden stark zurück, und sie stieg erst im ersten Halbjahr 1977 mit 6693 Personen wieder an. Auch die Erschwernisse und Drangsalierungen halten diesen Aufzeichnungen nach weiter an. Selbst erschütternde Härtefälle konnten trotz der Interventionen der Deutschen Botschaft nicht zügig bereinigt werden. In den letzten Monaten darf zudem das gesamte Eigentum des Aussiedlungs-Anwärters nicht mehr wie früher an Verwandte verkauft werden, sondern muß an den Staat gegen geringes Entgelt abgegeben werden. Diese Vorkommnisse stünden, wie auch die Bundesregierung habe zugeben müssen, nicht im Einklang mit den Beschlüssen von Helsinki.

Das gilt erst recht auch für die staatsbürgerlichen Verhältnisse, wo die Diskriminierung Deutscher, ihre Benachteiligung an der Führung öffentlicher Angelegenheiten und im Straf- und Zivilrecht anhält, wie vor allem auch für die völlige Verweigerung eigenständiger kultureller Rechte, vor allem der Pflege und Erhaltung der deutschen Sprache.

Rumänien

Während die Verhältnisse in Polen der Politik und der Öffentlichkeit immer wieder Anlaß zu Beschwerden und Kritik gegeben haben, ist weniger bekannt, daß auch die Lage der deutschen Volksgruppe in Rumänien sich in den letzten Jahren eher verschlechtert als verbessert hat. Der Druck zur Assimilierung wird zunehmend verstärkt und die Ausreise der Deutschen „aufs schwerste" behindert. Von den 68 000 Ausreisegesuchen wurde zwar in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts einigen Zehntausenden die Ausreise gestattet, aber seit August 1975 ging die Zahl der Genehmigungen sehr stark zurück und erst im Verlaufe des Jahres 1977 stieg sie wieder an.

Tschechoslowakei

Nicht besser sieht es in der Tschechoslowakei aus. Hier allerdings gibt es nach deutschen Schätzungen nur noch 130 000 Deutsche, nach offiziellen Prager Schätzungen nur noch 86 000 Deutsche. Im Widerspruch zu dem „Briefwechsel" zwischen der CSSR und der Bundesrepublik Deutschland im Anschluß an den Vertrag von 1973 wird zahlreichen Deutschen die Ausreise weiterhin versagt. Hier die Zahlen: 1973: 525, 1974: 378, 1975: 514, 1976, 849, 1. Halbjahr 1977 273. Ausreisewillige Deutsche werden zudem durch schweren Druck genötigt, ihre Anträge zurückzuziehen.

Nur scheinbar sieht es auf kulturellem Gebiet in der CSSR für die Deutschen besser aus als in anderen osteuropäischen Staaten. Der deutschen Restgruppe wurde zwar 1969 erlaubt, unter der Führung der kommunistischen Partei einen Kulturverband zu gründen, deutsche Schulen durften jedoch nicht eingerichtet werden. Auch die Kinder der Deutschen werden in den Schulen zu fanatischem Deutschenhaß erzogen.

Sowjetunion

Auch die Lage der Deutschen in der Sowjetunion hat sich nach Abschluß des Moskauer Vertrages, dem BdV-Weißbuch zufolge, eher verschlechtert als verbessert. Das gilt auch hier vor allem für die Frage der Aussiedlung. Die Zahl der Ausreisewilligen ist zwar nicht bekannt. Registriert wurden aber 62 000 Ausreiseanträge. Insbesondere nach Verabschiedung der Helsinki-Akte nahmen die Bestrebungen zur Ausreise stark zu, gleichzeitig aber auch die Behinderung, ja die Bestrafung von Ausreisewilligen. Auch dafür werden zahlreiche Vorkommnisse in dem BdV-Buch dokumentarisch belegt, Vorkommnisse, die in den letzten Jahren auch die deutsche und internationale Presse verzeichnet hat. Nicht viel besser steht es mit den kulturellen Angelegenheiten auch in der Sowjetunion. Trotz positiver allgemeiner Vorschriften für die Nationalitäten gibt es für die Deutschen keinen Schutz für Sprache und Kultur, wie sie auch an der Ausübung des theoretisch erklärten Rechtes auf religiöse Kulthandlungen weiterhin behindert, ja diskriminiert werden.



Menschenrechtler protestieren in Bonn — Foto Lampe

Aus allen diesen Vorkommnissen zieht der Bund der Vertriebenen die Schlußfolgerung, daß die Verpflichtungen aus der Schlußakte von Helsinki, also auf dem „Prinzip VII" und dem Korb III von den Regimen der Ostblockstaaten hinsichtlich der Deutschen nicht eingehalten werden, weshalb eine Überprüfung dieser Verletzungen von Rechtsverpflichtungen durch die Belgrader Konferenz unbedingt erwartet werden müssen. Der BdV geht bei diesem Ansinnen davon aus, daß ein innerer Zusammenhang zwischen Frieden, Gerechtigkeit und Wahrung der Menschenrechte besteht. Deshalb wird vorgeschlagen:

1. daß schwerwiegende Verletzungen der Menschen- und Gruppenrechte Deutscher ebenso wie Verletzungen der Gruppenrechte anderer Gruppen bei allen Unterzeichnern der Schlußakte von Helsinki bekanntgemacht und bei den Vereinten Nationen registriert werden;
2. daß die Unterzeichnerstaaten schwerwiegende Verletzungen der Menschen- und Gruppenrechte rügen und ihre Unterlassung sowie die volle Verwirklichung der Menschenrechte für alle, also auch für die Deutschen, einfordern;
3. eine weltweite Konvention zur Präzisierung des Verbots und zur wirksamen Verhinderung jeder Form von Massenvertreibung und Zwangsassimilierung abzuschließen;
4. eine Konvention zur Präzisierung der Rechte von Volksgruppen, die unter der De-facto- und De-jure-Herrschaft anderer Nationen stehen, sowie über die Rechtswege zum Schutz der Rechte der Völker und Volksgruppen, der ethnischen und sprachlichen Gruppen abzuschließen;
5. sich einem Internationalen Gerichtshof zur Wahrung der Menschenrechte im Falle von Menschenrechtsverletzungen zu unterwerfen.

C.J.N.

„Prinzip VII" und die Vertriebenen

Aus Belgrad wird ein Lichtstreifen am Horizont der Menschenrechtsbewegung signalisiert, der auch für die Vertriebenen, für die von Vertreibung bedrohten und für die um ihre Grundrechte betrogenen Menschen, nicht zuletzt auch für die deutschen Vertriebenen, bedeutsam sein könnte. Zum Abschluß der ersten Phase der Erörterung der Menschenrechtsfrage, des „Prinzips VII" der Helsinki-Schlußakte, haben die Vertreter der Länder der Europäischen Gemeinschaft sowie fünf weitere NATO-Staaten auf der Überprüfungskonferenz geschlossen die Teilnehmerstaaten aufgefordert, das Recht auch privater Personen und Gruppen zu bestätigen, die Verwirklichung der Menschenrechte gemäß der Helsinki-Akte zu überwachen und diesen Rechtsanspruch auch im Abschlußdokument des Belgrader Folgetreffens zu verankern. Ob und inwieweit das gelingt, ist angesichts des sowjetischen Widerstrebens in dieser Sache freilich völlig offen.

Dieses Ansinnen wurde nämlich, wie vor der Presse erläutert wurde, ausdrücklich durch Bezugnahme auf die Verfolgung von Regimekritikern in den Ostblockstaaten motiviert. Das „Prinzip VII" muß zudem für alle Menschen, für die Angehörigen aller nationalen Gruppen, also auch für Deutsche gelten, wenn es glaubwürdig sein soll. Auch ihnen muß, wie allen anderen nationalen und regionalen Gruppen, Gleichheit vor dem Gesetz zugestanden werden. Auch für sie muß die volle Entfaltung der Grundfreiheiten, der Gedanken-, Gewissens-, Religions- und Überzeugungsfreiheit und das Recht auf Vertretung dieser Freiheiten gewährleistet werden.

Das ist, wie an anderer Stelle dieses Blattes ausführlich dargelegt wird, das Anliegen auch der Menschenrechtsdokumentation des Bundes der Vertriebenen, die sich hinsichtlich des ostdeutschen Aspektes weitgehend auch mit der Helsinki-Dokumentation der parlamentarischen Opposition deckt. Nicht so jedoch, wie es scheint, das Anliegen der Bonner Regierungskoalition, was erst kürzlich wieder von den Bundestagsabgeordneten Dr. Czaja und Dr. Wittmann nachdrücklich moniert wurde. Zwar haben sich die Sprecher der Regierung „auf Anhieb" wiederholt auch im Sinne der im Grundgesetz verankerten Schutzpflicht zur Vertretung der Menschenrechte für alle Deutschen bekannt, aber hinsichtlich der ostdeutschen Seite dieser Frage bestand diese Vertretung, wenn man von den bescheidenen Anstrengungen zur Aktivierung der Aussiedlung absieht, permanent aus einer Politik der geflissentlich verpaßten Gelegenheiten. Weder bei Abschluß der Ostverträge, der akut gebotenen Gelegenheit, noch im Zusammenhang mit Abkommen über großzügige finanzielle Leistungen hat Bonn auch nur mit einem Wort das Ansinnen der Gewährung von ungeteilten Bürgerrechten und eines eigenständigen kulturellen Status der in den Oststaaten verbliebenen Deutschen in die Verhandlungen und Abmachungen eingebracht, geschweige denn zur Bedingung für den Abschluß der Verträge gemacht.

Und das mit der kleinmütigen Begründung, „solche Zumutungen" seien für die östlichen Vertragspartner „ärgerlich" und könnten die Entspannung gefährden. Tatsächlich aber ist der Verzicht auf eine umfassende Vertretung der Menschenrechte für alle Deutschen, wie er vor allem von seiten der Spitzenvertretung der SPD, von Brank und Koschnik beispielweise, laut und wiederholt artikuliert worden ist, eine unerträgliche Zumutung vor allem gegenüber den vertriebenen Deutschen, die sich den in der Heimat zurückgebliebenen Landsleuten und Verwandten solidarisch verbunden fühlen. Darüber hinaus ist er eine Herausforderung des Rechtsgefühls aller Deutschen, wenn der stellvertretende Vorsitzende der SPD, Hans Koschnik, ausgerechnet in dem ehemaligen Vertriebenenblatt „Die Brücke" mit Donnerstimme dagegen wettert, daß durch Hinweis auf Mauermord und die Brüsewitz-Verbrennung in der „DDR" das Thema Menschenrechte hochgezwirbelt" werde und wenn er unterstellt, daß es den Anwälten der Sache der Menschenrechte auch für Deutsche nicht um die Sache selbst, sondern ihren Mißbrauch zu „marktschreierischen Propagandazwecken" gehe. In gleicher Tonart wird von dieser Seite auch unisono mit der Ostpresse die Vertretung der Grundrechte der heimatverbliebenen Deutschen madig gemacht. Aus dieser Richtung ist also für die Vertretung der Sache der Vertriebenen in Belgrad durch die Bundesregierung keine nennenswerte Schützenhilfe zu erwarten.

Um so größere Hoffnung setzen die Vertriebenen auf die Opposition, die freilich nur mittelbar, vorzugsweise informatorisch, in das Konferenzgeschehen mit eingreifen kann. Die Bundestagsfraktion der CDU/CSU wird, spät genug, aber nicht zu spät, eine Beobachterdelegation nach Belgrad entsenden. Die Beteiligung mindestens eines namhaften Vertriebenen-Politikers der Opposition an der Delegation dürfte diesem Bemühen nicht nur förderlich sein, sondern ihm spezifisches politisches Gewicht geben.

Clemens J. Neumann



Schneller Brüter Belgrad in Betrieb genommen — Zeichnung aus „Kölnische Rundschau"

Streiflichter:

Die Bilanz der Aussiedlung

Die Situation der bereits in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Aussiedler und der noch auf ihre Aussiedlung wartenden Deutschen in den osteuropäischen Ländern wurde von Fachreferenten der Innenministerien der Bundesrepublik und dem Bund der Vertriebenen (BdV) in getrennten Konferenzen einer Zwischenbilanz unterzogen. Dabei kam man unabhängig voneinander zu der Feststellung, daß die Aussiedlung zwar Fortschritte macht, die Schwierigkeiten aber noch keineswegs überwunden sind. In unterschiedlicher Form gilt das für alle kommunistischen Staaten, in denen aussiedlungswillige Deutsche leben. In der UdSSR beispielsweise, für die vor einigen Monaten noch angenommen worden war, auf Grund des bevorstehenden Bonn-Besuches von Leonid Breschnew würde sich der Druck auf diese Deutschen vermindern, ist eher das Gegenteil eingetreten. In zunehmendem Maße werden Rußland-Deutsche, die durch Rückgabe ihrer sowjetischen Pässe (gleichbedeutend mit Verzicht auf die Staatsangehörigkeit) die Ausreisebewilligung erreichen wollen, zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt.

Die größte Zahl von Aussiedlern kommt entsprechend den Verträgen zwischen Bonn und Warschau aus dem Bereich der Volksrepublik Polen. Auf Grund von Interventionen der Bundesregierung sind zwar die Schikanen gegen ausreisewillige Deutsche geringer geworden. Ausreiseanträge müssen in der Regel mehrfach gestellt werden. Eine Familie hält mit 47 Ablehnungen den Rekord. Etwa 270 000 unerledigte Ausreiseanträge sollen den polnischen Behörden noch vorliegen.

Völlig unbefriedigend ist die Situation der Deutschen in der CSSR. Prag hat die Zahl der Ausreisewilligen von 20 000 auf 4600 herabmanipuliert und gibt keine klaren Auskünfte. Im ersten Halbjahr 1977 kamen lediglich 243 Deutsche aus der CSSR (1976: 849). Alle Bemühungen des Deutschen Roten Kreuzes waren bislang vergeblich.

Erfreulicher war die Entwicklung lediglich für die in der Sozialistischen Republik Rumänien lebenden Deutschen. Obwohl dort Partei und Regierung offiziell gegen jede Aussiedlung sind, kamen bis September 9160 Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen in die Bundesrepublik (im ganzen Jahr 1976: 3764). Inzwischen sind aber die Ausreisewünsche in Rumänien derart angestiegen, daß die zuständigen Behörden keine Anträge mehr annehmen.

Übereinstimmend kam man bei dieser Zwischenbilanz zu dem Ergebnis, daß der Strom von Aussiedlern in die Bundesrepublik vermutlich noch Jahre andauern wird. Gerd Eichthal



„Gesellschaftsreform oder Gesellschaftsrevvolution?" war das Thema einer Konfliktanalyse, die Leitender Regierungsdirektor Dr. J. K. Klein (rechts am Pult) von der Schule drr Bundeswehr für psychologische Verteidigung im Rahmen der Vortragsreihe des Ostpreußenblattes in Hamburg unternahm. Die nächste Vortragsveranstaltung in Hamburg findet am 20. Januar statt. Als Redner wurde der Präsident der Pan-Europa-Union, Dr. Otto von Habsburg, gewonnen, der über das Thema „Europa vor der Entscheidung?" sprechen wird. Foto Ellermann

Dokumentation:

Schwieriges Gespräch mit der Kirche

In entscheidenden Punkten keine klare Erklärung der kirchlichen Seite zu erhalten

„Ich denke, daß für die Kirche Grund zur Selbstprüfung besteht, nämlich zur Prüfung der Frage, ob eigentlich zugelassen werden darf, daß nunmehr bewußt und absichtlich politische Ideologie im Gewande der Theologie und mit dem Mantel des geistlichen Amtes verbreitet werden soll. Das sage ich jetzt nicht nur in bezug auf die Theologie der Revolution, sondern in bezug auf alles Mögliche, was an moderner, kontroverser Theologie uns armen Laien über den Kopf gegossen wird. Solche von politischer Gesinnung getragenen Theologien und Predigten scheinen mir eine sehr konkrete Gefahr in sich zu bergen. Die können nämlich das Volk aus der Kirche hinaustreiben, und davor habe ich große Angst."

Diese Sorge, der der damalige Vorsitzende der SPD-Fraktion und heutige Bundeskanzler Helmut Schmidt auf einer Synodaltagung Ende Mai 1968 so beredten Ausdruck gab, war für den Vorstand der Landsmannschaft Ostpreußen vor nunmehr anderthalb Jahren Anlaß zu versuchen, den seit der sog. Ostdenkschrift der EKD bestehenden Spannungszustand mit der Evangelischen Kirche in Deutschland durch einen neuen Dialog aufzulockern, wenn nicht gar zu beseitigen.

Ostpreußen fragen

Am 22. April 1976 richtete der Sprecher der Landsmannschaft, Landgerichtspräsident a. D. Hans-Georg Bock, an den Vorsitzenden des Rates der EKD, Landesbischof D. Helmut Class, einen Brief, in dem er unter Hinweis auf anhaltende Diskussionen in den für jedermann verständliche Antwort auf folgende zwei Fragen bat:

1. **Genügt der EKD nicht der in der Charta der Vertriebenen ausgesprochene Verzicht auf Anwendung von Gewalt zur Wiedererlangung der Heimat, sondern erwartet und verlangt sie darüber hinaus von ihren aus den deutschen Ostgebieten stammenden Angehörigen auch noch, daß sie auf die friedliche Durchsetzung des ihnen aufgrund des Völkerrechts — Recht auf Heimat, Recht auf Selbstbestimmung usw. — zustehenden Rechtsanspruchs verzichten?**
2. **Welche Stellungnahme bezieht die EKD zu dem grundlegenden Urteil bzw. Beschluß des Bundesverfassungsgerichts vom 31. 7. 1973 und 7. 7. 1975, Entscheidungen, in denen bekanntlich das Fortbestehen Deutschlands in seinen völkerrechtsmäßigen Vorkriegsgrenzen festgestellt wurde?**

Diese Fragen wurden gestellt, um ihre Beantwortung den auf dem großen Bundestreffen der LO versammelten Ostpreußen am 5./6. 6. 1976 bekanntzumachen.

Zu seiner Überraschung mußte der Vorstand der LO jedoch zunächst zur Kenntnis nehmen, daß nach Mitteilung der Kirchenkanzlei der Meinungsprozeß über diese Fragen in der EKD noch nicht einmal begonnen habe, sondern daß alles noch einmal bedacht werden müsse, was in den vergangenen Jahren für die Kirche Anlaß gewesen sei, sich überhaupt zu den Fragen der Ostpolitik zu Wort zu melden.

Das Angebot der Kirchenkanzlei, diese Fragen möglichst in einem gemeinsamen Gespräch zu erörtern, wurde begrüßt und sofort angenommen. Allerdings bedurfte es ständiger Erinnerungen und Anmahnungen der LO und eines sehr umfangreichen Schriftwechsels, bis dieses Gespräch dann endlich am 27. Juni 1977 in Hannover in einer sehr sachlichen und ruhigen Atmosphäre stattfinden konnte. Teilnehmer auf kirchlicher Seite waren die Herren Prälat Binder, der Bevollmächtigte des Rates der EKD am Sitz der Bundesrepublik Deutschland, Pastor D. Besch, der Beauftragte des Rates der EKD für Umsiedler- und Vertriebenenfragen, Vizepräsident D. Wilkens, Oberkirchenrat Dr. Dahrmann und OKK Dr. Krapp. Die LO war durch ihren Sprecher, Hans-Georg Bock, die Vorstandsmitglieder Gassner und Burneleit sowie durch Pfarrer i. R. Payk vertreten.

Die Antwort der Kirchenvertreter auf die gestellten Fragen können, nachdem zu Beginn einige Nebenfragen wie etwa Äußerungen von Prof. Helmut Gollwitzer auf dem letzten Evangelischen Kirchentag in Berlin sowie die Anstellung von DKP-Pfarrern in der hessischen Landeskirche abgehandelt waren, wie folgt zusammengefaßt werden:

1. **Die entscheidende Frage, ob Gegner und Befürworter einer Anerkennung der Oder-Neiße-Linie ihre Auffassung unter dem Gesichtspunkt christlicher Ethik mit gleich gutem christlichen Gewissen vertreten könnten, wurde ausdrücklich bejaht mit der Feststellung, daß die EKD sich grundsätzlich keine Schiedsrichterrolle in Fragen christlicher Ethik anmaße. Kirchliche Autorität darf nicht in dem Sinne in Anspruch genommen werden, daß die Position in kirchlicher Sicht als verbindlich, eine andere dagegen als unvertretbar oder gar verwerflich erscheint.**
2. **Die Kirche „respektiert" die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts. Die Organe der EKD erkennen die Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts als geltendes Verfassungsrecht an. Es liegt aber nicht im Aufgabenbereich der EKD, daraus politische oder rechtliche Schlußfolgerungen zu ziehen und zu empfehlen. Aber politische Ethik erschöpft sich nicht in der Vertretung von Rechtspositionen. Die Friedensfunktion des Rechts schließt auch eine Möglichkeit eines Rechtsvergleichs und Rechtsverzichts ein.**

Gemeinsame Verlautbarung gibt es nicht . . .

Das Gespräch endete mit der klaren Vereinbarung, daß über das Ergebnis des Gesprächs eine gemeinsame Verlautbarung veröffentlicht werden solle.

Diese Verlautbarung wird es allerdings nicht geben. Wiederholte eindringliche Mahnungen des Sprechers der LO, die eingegangene Verpflichtung einzuhalten und endlich mit der Formulierung eines Entwurfs zu beginnen, endeten am 7. Oktober 1977 mit der Mitteilung des Vorsitzenden des Rates der EKD, Landesbischof D. Helmut Class, daß sich „aus der Sicht des Rates" durch einen von D. Wilkens geschriebenen Brief „erübrige, nachträglich noch einen internen Vermerk über den Verlauf des Gesprächs vom Juni zu erstellen." Ganz abgesehen davon, daß nie von einem „internen" Vermerk die Rede war, sondern vielmehr eine offizielle Verlautbarung als Ziel der LO deklariert und auch vereinbart wurde, gab es vor allem in einem der entscheidenden Punkte eine klare Erklärung der kirchlichen Seite, daß nämlich auch die Gegner einer Anerkennung der Oder-Neiße-Linie mit ihrer Haltung keineswegs im Widerspruch zu Inhalten christlicher Ethik stünden.

Was den Brief von Vizepräsident Dr. Wilkens betrifft, dessen Kernsätze unter den Ziff. 1 und 2 wiedergegeben sind, so liegt einmal für seine Veröffentlichung keine Genehmigung der EKD vor, zum anderen ist er nicht geeignet, „auch dem Bäckermeister von Ortelsburg", wie ein Gesprächsteilnehmer der kirchlichen Seite formulierte, deutlich zu machen, wo denn nun eigentlich die Evangelische Kirche in Deutschland in der Frage Gesamtdeutschland steht. Die Frage, ob unter diesen Umständen und nach diesen Erfahrungen eine Fortführung des Gesprächs — so das Angebot der Kirche — überhaupt ernsthaft und sinnvoll sein könnte, mag hier offen bleiben. Unzweifelhaft scheint jedenfalls zu sein, daß die Kirchenleitung nach wie vor im Sinne ihrer Ost-Denkschrift für einen endgültigen Verzicht auf die deutschen Ostgebiete plädiert. Obwohl die EKD diese Feststellung nicht gerne hört, der Text dieses unglücklichen Produkts der „Kammer für öffentliche Verantwortung" läßt an dieser Empfehlung keinen Zweifel. Hier mag der Hinweis genügen, daß eines ihrer wissenschaftlichen Mitglieder, Professor Goldschmidt, am 1. 12. 1965 im Deutschen Fernsehen bestätigte, daß „die Denkschrift den endgültigen Verzicht empfehle". Der Gesprächsablauf jedenfalls erlaubte keine Rückschlüsse, daß sich auf kirchlicher Seite an dieser Haltung etwas geändert haben könnte.

Es ist schade, daß sich die EKD nicht an ein Wort gehalten hat, das Bischof D. Scharf im Oktober 1963 an die „Prager christliche Friedenskonferenz" gerichtet hat: „Die jeweilige politische Situation kann verschieden beurteilt werden. Sie ist unmittelbar vom Worte Gottes her und aus dem Glauben nicht zu beurteilen."

Einer ihrer führenden Vertreter, Präses Beckmann, hat einmal im Hinblick auf die zunehmenden politischen Aktivitäten der Kirche gefordert, daß „man natürlich unterscheiden müsse zwischen der Kirche im theologischen Sinne und der Kirche als einer Gruppe in der pluralistischen Gesellschaft".

Doppelte Moral?

Die Kirche darf sich daher nicht wundern, wenn ihr von anderen Gruppen dieser pluralistischen Gesellschaft in einer auf dieser Ebene üblichen Deutlichkeit begegnet wird. So schmerzhaft es für die evangelischen Ostdeutschen war und bleiben wird, daß ihre Kirche in der Ost-Denkschrift für die Preisgabe ihrer Heimat eintrat und damit den chauvinistischen Standpunkt der polnischen Kommunisten unterstützte, so unbegreiflich ist und bleibt es, daß die EKD bis zum heutigen Tage es unterlassen hat, gegen jene Gewalt und Willkür zu protestieren, denen noch immer Millionen deutsche Landsleute ausgesetzt sind. Hier sri nur daran erinnert, daß den Deutschen in den alten preußischen Provinzen sogar verboten ist, ihren Gottesdienst in deutscher Sprache zu halten.

Angesichts solcher Tatsachen wirkt die Behauptung von Kirchenvertretern, daß „in der Verordnung des Menschlichen und der Menschenrechte gegenüber allen anderen politischen Zielsetzungen ihre (der Kirche) eigentliche Leidenschaft liege", wenig glaubhaft.

Die Ostdeutschen und mit ihnen die Ostpreußen halten es wie gestern, so auch heute und morgen mit einem Wort des unvergessenen Bischofs Otto Dibelius: „Das Vaterland ist immer — wie die Heimat — ein Geschenk Gottes. Es war sein Geschenk, sein Gnadengeschenk bei unserer Geburt. Es ist Aufgabe. Es fordert Opfer. Wo ich lieben darf, da weiß ich mich gefordert. Da erwächst Verantwortung. Und das Herzstück der Verantwortung ist die Pflicht, für das Vaterland einzustehen. Das Wort ‚Vaterland' werden sie uns stehen lassen müssen."

Alfred Thielen

Mitteldeutschland:

Psychoterror gegen politische Gefangene

Barbarische Sonderbehandlung der Häftlinge in „Bautzen II" – Unter Aufsicht des SSD

In der „DDR" sind zur Zeit zwischen 6300 und 7800 Menschen aus politischen Gründen inhaftiert. Das wurde jetzt aus zuverlässiger Quelle bekannt. Etwa 60 Prozent aller politischen Gefangenen sind wegen Fluchtvorbereitungen, Fluchtversuch und Fluchthilfe in Haft. Andere wegen „staatsfeindlicher Gruppenbildung", „staatsfeindlicher Hetze" oder „Staatsverleumdung". Insgesamt sind in den Haftanstalten und Haftlagern der „DDR" etwa 45 000 Menschen eingekerkert. Über die unmenschlichen Haftbedingungen der politischen Gefangenen in der „DDR" wird in westlichen Massenmedien immer wieder berichtet. Jetzt wurden auch erstmals erschütternde Einzelheiten über die seelische Folterung von politischen Häftlingen im Zuchthaus „Bautzen II" bekannt.

Das Zuchthaus „Bautzen II" ist das sogenannte Sonder-Zuchthaus für „entlarvte" Prominenz. Es untersteht inoffiziell dem Ost-Berliner Ministerium für Staatssicherheit. Das gesamte Wachpersonal besteht aus speziell geschulten Angehörigen des berüchtigten SSD. Wie jetzt aus gut unterrichteten Kreisen bekannt wurde, wird in „Bautzen II" zwar nicht direkt gefoltert, wenn man unter Folter die Anwendung physischer Gewalt oder die Verabreichung persönlichkeitsverändernder Drogen versteht. Das Wachpersonal hat jedoch in diesem Sonder-Zuchthaus den psychischen Terror derart systematisiert, daß es die Gefangenen zu Wracks macht.

So werden den Häftlingen jegliche Kontakte zu ihren Angehörigen untersagt und die Gefangenen in einem ausgeklügelten System von Vergünstigungen und Strafen zum willfährigen Werkzeug des Staatssicherheitsdienstes umgebogen. Verrat von Mithäftlingen wird in „Bautzen II" mit Teilnahme an einem Fernsehabend belohnt, Schweigen bei Vernehmung mit dem Entzug von Tabakrationen oder Dunkelhaft bestraft. Nächtliche Dauerverhöre durch SSD-Vernehmer und anschließendes Schlafverbot sind im Sonder-Zuchthaus „Bautzen II" an der Tagesordnung.

Wie in allen Haftanstalten der „DDR" haben auch die Insassen des Sonder-Zuchthauses „Bautzen II" die Pflicht, die Anstaltsordnung zu befolgen und zu arbeiten. Bei Verstößen und insbesondere bei Arbeitsverweigerung wird der Strafgefangene mit verschärftem Arrest bestraft. Für die Verbüßung der sogenannten Arreststrafe stehen in „Bautzen II" zwei spezielle Zellen zur Verfügung. Diese Arrestzellen haben eine Grundfläche von 2 m mal 2 m. Von dieser Grundfläche gehen ab: ein Wandtisch und eine Ecksitzbank sowie ein Blechkübel für die Notdurft. Das Fenster ist mit Hohlblockglassteinen ausgemauert und nicht verschließbar, auch nicht im Winter. Während der Arrestzeit entfällt für den einsitzenden Häftling das Baden und die Bewegung im Freien. Als Verpflegung erhält der Arrestant täglich 250 g Brot und schwarzen Kaffee und jeden dritten Tag ein warmes Essen. Täglich um 19 Uhr erhält der Arrestand eine Holzpritsche und eine Decke, auch im Winter.

Die Anstrengungen des Ost-Berliner Ministeriums für Staatssicherheit, auch unter den politischen Gefangenen Spitzel oder künftige Agenten zu rekrutieren — wobei bessere Haftbedingungen und vorzeitige Entlassung in Aussicht gestellt wird — sind in „Bautzen II" besonders intensiv. Ein spezieller SSD-Offizier befaßt sich in diesem Sonder-Zuchthaus nur mit Anwerbungen. In der Bundesrepublik wurden bereits mehrfach Agenten des Ministeriums für Staatssicherheit verhaftet, die „DDR"-Häftlinge in „Bautzen II" waren und denen es gelang, in politisch einflußreiche Stellungen einzudringen.

Der „DDR"-Strafvollzug beweist: Das SED-Regime hat ein Rechtsverständnis entwickelt, das mit herkömmlichem Rechtsdenken unvereinbar ist. Das bestimmende Kriterium ist der politische Zweck. Die Gefangenen in der „DDR" und vor allem die „entlarvte" Prominenz von„ Bautzen II" bekommen das am deutlichsten zu spüren.

Georg Bensch

Bischofssynode:

Deutsch als Weltsprache

Bonn müßte im Westen umfangreichere Möglichkeiten anbieten

Nichts mehr mit der deutschen Sprache wollte man mancherorts nach dem Zweiten Weltkrieg zu tun haben. Deutsch habe als Weltsprache ausgespielt, hieß es.

Kluge Leute erfanden „Österreichisch" als neue Unterrichtssprache. Im Großherzogtum Luxemburg behauptet heute noch mancher allen Ernstes, nicht Deutsch, sondern „Leezebuurgisch" sei seine Muttersprache. An anderer Stelle änderte man sogar die Nationalhymne. So lag Liechtenstein plötzlich nicht mehr „hoch oben am deutschen Rhein", sondern nur noch „am schönen Rhein".

Mit der Zeit hat man feststellen müssen, daß es sich so einfach nicht über eine Sprache hinwegsetzen läßt, die in einem geschlossenen mitteleuropäischen Raum von mindestens 95 Millionen Menschen gesprochen wird und die weltweit für vermutlich mehr als 110 Millionen Menschen Muttersprache ist. Ganz abgesehen davon, daß Deutsch unverändert vor allem im europäischen Osten als Verkehrssprache gilt. Zwar konnte sich die UNO bislang noch nicht entschließen, Deutsch als siebente Verhandlungssprache zuzulassen, wohl aber ist auf der Bischofssynode der katholischen Kirche in Rom unterstrichen worden, welche Bedeutung die deutsche Sprache hat. Für die Debatten der Synode wurden verschiedene Sprachkreise gebildet: Je drei englische und spanische, zwei französische, je ein italienischer, lateinischer und deutscher.

Nun erscheint es selbstverständlich, daß die Bischöfe der deutschsprachigen Staaten die Debatte in ihrem Sprachkreis führten. Damit aber war in Rom das Kontingent der für die deutsche Sprache optierenden Bischöfe keineswegs erschöpft. Vielmehr kamen die Diskutanten im deutschen Sprachkreis neben der Bundesrepublik Deutschland, der „DDR", Österreich und der Schweiz noch aus neun weiteren Ländern.

So hatte sich der polnische Bischof von Stettin-Kamin für die deutsche Sprache entschieden, ebenso der Apostolische Administrator für Litauen und der Weihbischof von Riga (Lettland). Weiter führten die Debatte auf Deutsch der Apostolische Administrator für die Slowakei, der Bischof von Temeschburg (Temesvar) im Banat (Rumänien) und der Primas von Ungarn. Ebenso entschieden sich für Deutsch der Bischof von Helsinki (Finnland), ein niederländischer und sogar ein indonesischer Bischof.

Mit dieser Zusammensetzung der Debattanten im deutschen Sprachkreis der Bischofssynode wurde nicht nur die allgemeine Bedeutung der deutschen Sprache unterstrichen, sondern wieder einmal deutlich, daß sie trotz der offiziellen Bevorzugung des Russischen innerhalb des sowjetischen Macht- und Einflußbereiches immer noch wichtige Verständigungssprache ist.

In der Sowjetunion beispielsweise ist man sich über die Bedeutung der deutschen Sprache unverändert im klaren. Deutsch wird an allen Schulen als erste Fremdsprache gelehrt. In anderen Staaten, vor allem des Westens, hat der Deutschunterricht heute oft noch eine nachgeordnete Stellung. Hier wäre es Aufgabe der Bundesregierung, weitaus umfangreicher als das bisher geschieht, Möglichkeiten zum Erlernen der deutschen Sprache anzubieten.

Neue Sondermarken:

Mini - Erinnerungen ans alte Südwestafrika



Windhuk — *Historische Häuser aus der Zeit Deutsch-Südwestafrikas sind das Thema einer neuen Serie von Sonderbriefmarken, die Südwestafrika am 4. November herausgab. Diese Gebäude zeichnen sich durch ihre soziale oder kulturelle Bedeutung für SWA/Namibia aus. Das älteste dieser Häuser ist das „Schmelenhaus", einstiger Sitz der Rheinischen Mission und heute ein Museum.*

Die Auflage der für Philatelisten interessanten Postwertzeichen ist begrenzt. Nur über einen Zeitraum von drei Monaten hinweg sind die Marken in Süd- und Südwestafrika erhältlich.

NP-Foto

Afrika:

Rhodesien und Europas Schicksal

Graf Huyn: Kreml greift nordamerikanische Lebensroute an

Der Terrorismus im südlichen Afrika ist nicht ein Gegensatz von Schwarz und Weiß oder gar ein Gegensatz von Nord und Süd. Hier geht es vielmehr „ganz wesentlich" um die „gegen Europa und den Westen insgesamt gerichtete neokolonialistische sowjetische Machtpolitik". Dies erklärte jetzt der CSU-Abgeordnete Hans Graf Huyn in Bonn.

Am deutlichsten, so sagt Graf Huyn, werde dies bei jenen Terroristen sichtbar, die im Auftrag Moskaus gegen Rhodesien operierten. Dabei sei vor allem festzuhalten, daß Rhodesien eine Apartheid-Politik nie betrieben habe.

Warnend unterstreicht der CSU-Politiker: „Wenn Rhodesien Moskau auf dem Wege des Stellvertreter-Krieges und mit Hilfe sowjetisch geschulter Terroristenbanden in die Hände fällt, ist der rote Gürtel quer durch Afrika geschlossen. Dann kann Moskau im hehren Namen des ‚Anti-Rassismus' zum Generalangriff auf Südwestafrika und das Kap der Guten Hoffnung antreten. Ist das Kap erst einmal in sowjetischer Hand, so werden hier im freien Europa die Lichter von selber ausgehen."

Moskau beherrsche dann die Kaproute mit drei Vierteln des Öl-Nachschubs für das westliche Europa. Der Kreml könne schließlich vom Südatlantik aus die „nordatlantische Lebensroute zwischen Amerika und Europa" — von Afrika im Süden und von Murmansk im Norden — gleichzeitig bedrohen.

Demgegenüber habe erst vor kurzem der Staatspräsident des Sudan, Numeiri, erklärt, der afrikanische Kontinent brauche Traktoren und keine Gewehre, er brauche Krankenhäuser und nicht Raketen und Panzer.

Die Mordanleitungen Moskaus und die Waffenhilfe der Kommunisten in Rhodesien sowie im übrigen südlichen Afrika würden jedoch ergänzt durch sogenannte humanitäre Hilfe aus Steuergeldern der Bundesrepublik Deutschland. Wörtlich sagte Graf Huyn dazu: „Nichts gegen humanitäre Hilfe an Bedürftige und nichts gegen Medikamente an Leidende. Aber was diese Bundesregierung hier liefert, kann nur Beihilfe zu Krieg und Mord genannt werden, wenn es die Haushalte der Terroristen derart entlastet, daß sie aus eigenen Mitteln entsprechend mehr Waffen einkaufen können." **PA**

Andere Meinungen

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Wiederentwicklungshilfe

Bonn — *„Frau Schlei verkündete dieser Tage, daß, wenn Rhodesien und Südwestafrika unter schwarzer Regierung selbständig werden, die Bundesrepublik umfangreiche Entwicklungsgelder gewähren werde. Heute, unter weißer Regierung, ist Rhodesien das Land mit der größten Wachstumsrate Afrikas (trotz Sanktionen), es ernährt nicht nur sich selber, sondern ernährt das große Zaire mit Mais und Fleisch. Es versorgt einige andere afrikanische Staaten mit Fleisch. Es ist der zweitgrößte Chromerzeuger der Welt, es produziert Kupfer und Platin. Es braucht keine Hilfe für seine hochaktive Wirtschaft. Südwestafrika exportiert Uran, Diamanten, Fleisch als Produkt der hochmodernen Viehzucht deutscher Farmer. Unter gemäßigten schwarz-weißen Koalitionsregierungen würde diese Entwicklung weitergehen. Sollten hingegen die Günstlinge von Egon Bahr und Marie Schlei dort die Macht ergreifen, dann ist in der Tat der Ruin beider Länder zu erwarten. Frau Schlei tut recht daran — aus ihrer Sicht! — für diesen Tag Geld bereitzustellen. Und sie tut klug daran, kein Wort darüber zu verlieren, was für eine Freiheit das ist, die das Elend vorprogrammiert."*

The New York Times

Stopp ohne Hintertür

New York — *„Eine zwei- bis vierjährige Aussetzung (der Tests) steht kurz vor einer Vereinbarung. Moskau besteht darauf, daß China und Frankreich den Stopp formell akzeptieren, bevor es sich selbst permanent daran bindet, doch ihr stillschweigendes ‚Ja' mag ausreichen. Washington und Moskau haben sich prinzipiell auch auf eine Art ‚Lokal-Inspektion' verdächtiger Vorfälle geeinigt. Wie diese Einigung in die Tat umgesetzt wird, muß noch ausgearbeitet werden. Viele Wissenschaftler meinen jedoch, daß nur kleine Explosionen von begrenztem militärischen Wert einer Entdeckung entgehen könnten."*

Neue Zürcher Zeitung

Maulkorb für Carrillo

Zürich — *„Welches die genauen Umstände sind, die den Auftritt Carrillos während der Kreml-Festsitzung verhindert haben, wird man wohl erst erfahren, wenn der bekenntnisfreudige Spanier wieder in seine Heimat zurückgekehrt ist. Was immer sich im einzelnen hinter den undurchdringlichen Moskauer Kulissen abgespielt haben mag — die merkwürdige Episode erscheint als ein weiteres Symptom für die an manchen Stellen wackelig gewordene Einheit und Disziplin innerhalb der kommunistischen Weltbewegung. Das Bestreben der Sowjetführung während der Jubiläumszeremonie, gerade das Gegenteil zu demonstrieren, ist durch den seltsamen Vorgang und Carrillo, der fast wie eine Theaterintrige anmutet, auf jeden Fall gestört worden."*



aus „Berliner Morgenpost"

Licht in einer dunklen Welt

Eine Bernsteinkette für Menschlichkeit — An den Gräbern ostpreußischer Flüchtlinge

Für immer werden mir die langen Gräberreihen unter dem hohen blauen Himmel von Jütland, mitten in einer kargen Heidelandschaft und unweit der Nordseebrandung, im Gedächtnis bleiben. Dort in Oksböl, Grove und Gedhus sind die vielen, vielen Toten begraben, die nach grauenhafter Flucht über Haff und See im Winter 1945 in den Lagern in Dänemark zunächst Zuflucht und letzte Rettung fanden. Aber nach all den Qualen des Hungers, seelischer Not, Krankheit und auch in einer gnadenund mitleidlosen Umwelt konnten sie nicht überleben. Nachdem sie zuerst überall verstreut im Lande, teilweise vergessen auf Gemeindefriedhöfen, begraben worden waren, nahm sich 153 die Gemeinschaft Junges Ostpreußen dieser Gräber an. Die Toten der Ostpreußen sollten an würdiger Stätte ihre endgültige Ruhe finden.

Als ich Anfang August dieses Jahres an den zum 25jährigen Bestehen dieser Gräberarbeit von der Gemeinschaft Junges Ostpreußen, der dänischen Gemeinde Oksböl und dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge gemeinsam veranstalteten Feierlichkeiten teilnehmen durfte, beeindruckte mich die inzwischen so warmherzige und echte Freundschaft zu den überaus freundlichen dänischen Gastgebern tief.

Während ich durch die langen Gräberreihen gehe, die mit viel Sorgfalt angelegt worden sind, und Namen und Daten lese auf schlichten, in Erika gebetteten Steinkreuzen, muß ich gleichzeitig an die ungezählten Flüchtlinge denken, denen niemand ein Kreuz gesetzt hat. Sie liegen irgendwo in der Heimat oder auf dem Weg des Elends am Straßengraben verscharrt, in Massengräbern, an die sich keiner mehr erinnert. Sie schafften es nicht, der Hölle zu entkommen. Viele Flüchtlinge, die das rettende Ufer im Norden nicht erreichten, versanken im Haffe oder wurden von Bomben und Minen auf hoher See getroffen. Für sie wurde das Meer zum Grab.

Alle diese Kreuze hier scheinen mir Anklage zu erheben und zu uns zu sprechen:

Der Tod als Freund

Ich werfe still mich
In deine kühlen Arme, o Tod —
So wie einst sich das Kind schon
Dem ihm noch fremden Wasser der See
Anvertraute — auf Mutters Zuspruch.

Das Grenzenlose, einst als Wagnis
Empfunden, verlor seine Schrecken.
Zuviel Schlimmeres lehrte das Leben
Den Gläubigsten; weise geworden,
Erscheinst ihm du nun, Tod, als Freund —
Bote von verheißenen Gestaden ...

Robert Pawel

Hier wie dort liegen die Opfer eines Krieges und brutaler Gewalt. Unschuldige Opfer — Alte und Kranke, Gebrechliche und und Hilflose, Kinder und Säuglinge. Entkräftete Mütter, die hinter Stacheldraht Kinder auf die Welt brachten, die oft das das Tageslicht oder die kommende Nacht nicht zu überleben vermochten. Sie starben an Hunger nach vielen Wochen, wurden im zarten Alter von wenigen Jahren durch Krankheit hinweggerafft. Und die Alten — sie konnten nicht mehr weiterleben in dieser Hoffnungslosigkeit, Demütigung, Not und Heimatlosigkeit ...

Jütlands Sonne strahlt an diesem Augusttag herab. Der immerwährende Wind streicht durch die nur mühsam wachsenden Kiefern und Birken, über das zu blühen beginnende Heidekraut, über die leuchtenden Heckenrosen, die der ernsten Weite einige farbige Tupfer aufsetzen. Jeder von uns, Dänen und Deutsche, ist wohl gleichermaßen bewegt. Beim Anblick jenes Geschwistergrabes — sie starben innerhalb einer Woche im Alter von sechs, drei und einem Jahr — frage ich mich, wieviel Leid eine Mutter zu tragen fähig ist? Mußte sie nicht einfach an Gram zerbrechen? Auch von bekannten und unbekannten Soldaten lese ich auf den Steinen. Sie starben an ihren schweren Verwundungen, für sie kam die Rettung über See in Lazarettschiffen zu spät.

Unser aller Gedanken gehen zurück in jene grauenhafte Zeit, an die sich die älteren unserer dänischen Freunde noch sehr gut erinnern können.

Da ist unter ihnen auch Frau Kristensen, die in jener Zeit — damals ein junges Mädchen von 19 Jahren — ein unvergeßliches Erlebnis hatte und von dem sie mir in ihrer schlichten Art, ganz im Bann der zurückliegenden Tage, erzählt:

„Eines späten Abends klopfte es in meinem Elternhaus in Nordschleswig am Fenster. Es war der evangelische Pfarrer aus dem Flüchtlingslager in Tirstrup, der bei unserer Mutter um Einlaß bat. Bei Tage durfte sich der strengen Anordnungen und der damals vielen haßerfüllten Dänen wegen keiner aus dem Lager trauen. Irgendwie mußte wohl Pastor Pieper zu Ohren gekommen sein, daß bei uns deutschfreundliche und ihrer Sprache kundige Menschen wohnten. Unter eindringlichem Bitten um Hilfe brachte er Mutter und mir seinen Wunsch vor, ob wir ihm nicht für eine junge, vor der Niederkunft stehende Frau Windeln und Babywäsche besorgen könnten, denn sie habe nicht das Nötigste für das zu erwartende Kind. Als Dank im voraus schicke die Frau ihren eigenen Trauring mit.



Das Lager in Oksböl: Unser Foto — es zeigt die Baracken am Wachtturm — wurde uns von Dr. med. Helmut Wagner zur Verfügung gestellt, der es damals unter schweren Bedingungen aufnehmen konnte. Dr. Wagner wird vielen Ostpreußen noch durch seine Betreuung der Flüchtlinge in Oksböl bekannt sein — Foto Wagner

Ich war so von Mitleid gepackt, daß ich gar nicht anders konnte, als ihm meine Hilfe zu versprechen. Mir gelang es, die notwendigen Dinge bis zum verabredeten Zeitpunkt zu beschaffen. Eine Freundin half mir auch noch dabei. Natürlich mußte alles ganz heimlich erledigt werden, keiner durfte wissen, für wen die Wäsche bestimmt war. Den Trauring habe ich selbstverständlich nicht angenommen. Das konnte ich doch nicht. Was der Verzicht darauf für die junge Frau wohl bedeutet haben muß?

An einem der kommenden Abende klopfte der Pfarrer abermals ganz vorsichtig ans Fenster. Er war für die Hilfe so dankbar und mußte wohl in mir einen leibhaftigen Engel gesehen haben.

Und nun stellen Sie sich einmal vor: da zieht er aus seiner Tasche eine wunderschöne Bernsteinkette. Sie ist vielleicht ein kostbares Geschenk des Ehemannes gewesen und einer der wenigen Gegenstände, die die Frau aus der Heimat gerettet haben mag. Können Sie sich denken, wie mir zumute war, als ich diese zauberhafte Kette in den Händen hielt? Seit diesem Tage bin ich nun mit dem Schicksal der Ostpreußen, die mir bis dahin fremd waren, eng verbunden.

Ich hüte das Schmuckstück wie ein Kleinod, das ich selbst in meiner größten Not in späteren Jahren nicht preisgab. Ein Juwelier hat mir viel Geld dafür geboten. Aber statt die Kette zu verkaufen, kam ich auf die Idee, nach Hamburg an einen Reisedienst zu schreiben, der mir Feriengäste vermittelte. Denen gefiel es so gut bei uns, daß sie seit 17 Jahren alljährlich kommen und inzwischen schon zur Familie gehören. Dadurch spreche ich nun Deutsch mit Hamburger Akzent.

Ja, und das Baby? Ob es wohl überlebt hat oder ob es womöglich auch gestorben ist und in die endlose Reihe der armen kleinen Geschöpfe aufgenommen wurde und in Jütlands Erde ruht? Vielleicht weiß jemand etwas darüber?"

„Eines Tages lernte ich einen gefangenen deutschen Soldaten kennen, auch aus Ostpreußen — sein Name war Paul Sobiak", erzählt Frau Kristensen weiter. „Er hatte von seiner Frau nichts anderes behalten als einen Handschuh. Er blieb ihm beim Abschied im Menschengedränge auf irgendeinem ostpreußischen Bahnhof in der Hand zurück. Für ihn habe ich einige Briefe aus dem Lager geschmuggelt und ans Rote Kreuz nach Hamburg weitergeleitet. Stellen Sie sich vor, er soll schon bald nach seiner Entlassung dadurch seine Familie wiedergefunden haben. Ob auch die wohl noch leben?" fragte sie mich nachdenklich.

Soviel Unmenschlichkeit es in jener Zeit gab — wie tröstlich ist es da, von Menschen zu wissen, die ein Licht in einer Welt von so viel Dunkel zum Leuchten bringen können. Sie vermögen es, durch Herzensgüte Leben zu retten und Trostlose wieder aufzurichten.

Ich sah es Frau Kristensen an, der damaligen Marie Andersen, sie hat sich ihr gütiges und starkes Herz bewahrt.

Ellen Prenge

Einsamkeit — Gnade und auch Last

Auf der Suche nach einem lieben Menschen — Freundschaft hilft vieles überwinden

Des Alleinseins müde, suche ich ..., so beginnen viele Anzeigen, vor allem in der Wochenend-Presse. Da sucht eine ‚Dame, alleinstehend, 58 Jahre alt, jünger aussehend, vielseitig interessiert' einen Ehepartner. ‚Einsames Ehepaar, 52/56 J., sucht gleichgesinntes zu gemeinsamen Spaziergängen/Theaterbesuchen'. Und selbst eine Zwanzigjährige inseriert: ‚Freundin gesucht, interessiert an Kunst, Musik, Literatur ...' Spalte um Spalte erzählt von Einsamkeit, von der Suche nach Menschen, die einem Freund und Partner werden könnten. Meist sind es Frauen, die auf diese Weise dem Alleinsein entrinnen wollen. Das mittlere Alter ist am häufigsten vertreten, aber auch jüngere ersehnen sich Gemeinsamkeit und Gespräch — oder einen passenden Freund oder Ehepartner. Die älteren sind in der Mehrzahl — woraus man schließen könnte, daß sie resigniert haben oder daß sie vielleicht mit ihrem Alleinsein besser zurechtkommen.

Es ist sicher kein Zufall, daß sich diese Anzeichen vor allem vor Festtagen häufen. Sie sind oft ein letzter verzweifelter Versucht, der Einsamkeit zu entrinnen. Wenn die anderen feiern, möchte man selbst nicht allein sein, selbst wenn man eine eigene Wohnung hat, hübsch eingerichtet und mit allem Komfort, der heute so vielen selbstverständlich geworden ist. Das Gefühl, die ‚Bude' könne einem auf den Kopf fallen, ist stärker als die vernünftige Überlegung, daß es viele Menschen gibt, denen es ähnlich geht und die es verstehen, mit dem Alleinsein fertig zu werden.

„Schönen Feierabend!" — „Schöne Festtage!" So verabschiedet man sich auf der Arbeitsstelle. Kollege X hat eine Frau und zwei muntere Sprößlinge. Kollege Y lebt bei seiner Mutter. Kollegin Z wohnt zusammen mit ihrer Freundin. Man selbst ist allein. Ganz allein. Und man fürchtet sich vor diesem Alleinsein an Tagen, da die anderen beisammen sind, sich was erzählen, gemeinsam ein Stück im Fernsehen genießen, eine Festmahlzeit einzunehmen, sich schließlich eine gute Nacht wünschen.

Wer allein ist, der empfindet diesen Zustand oft als eine Last. Wird er — oder sie — eingeladen, dann meint man, den anderen ebenfalls eine Last zu sein. Fünftes Rad am Wagen — dann lieber allein bleiben! Auch wenn die Stunden sich dehnen, auch wenn man sich nach dem Alltag sehnt mit seinen vielfältigen Anforderungen ...

Freundschaft hilft vieles überwinden. Aber wir müssen uns klar darüber sein: Freundschaft kommt nicht vom Himmel gefallen wie die Sterntaler im Märchen. Freundschaft findet sich auch im allgemeinen nicht über Inserate. Freundschaft will erworben und gepflegt sein. Und nur dann, wenn wir unser Leben so akzeptieren, wie es nun einmal ist, und wenn wir selbst zu uns stehen, dann findet sich vielleicht ein Mensch, der ähnliches denkt wie wir und der uns ohne Vorbehalt so nimmt, wie wir sind. Aber das ist ein Geschenk und eine Gnade.

„Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben ..." heißt es in einem Gedicht von Rilke. Akzeptieren wir diese etwas pessimistische, aber reale Definition. Suchen wir Gelegenheiten, wo wir mit anderen Menschen — ob Frauen oder Männern — in Kontakt kommen können. Da gibt es das kleine Restaurant an der Ecke, das wir schon immer einmal aufsuchen wollten. Warum nicht an einem Feiertag — und zunächst ohne die Absicht, dort mit jemandem ins Gespräch zu kommen — nur einfach so, zur eigenen Freude? Oder: Unser Reisebüro bietet preisgünstige Fahrten an, mit einer Pauschale für die Festtage. Wenn eine solche Reise finanziell möglich ist, gewährt sie vielleicht die Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen zu Menschen, die in ähnlicher Lage sind wie wir selbst und auf diese Weise Freunde zu finden.

Gemeinsame Interessen sind eine gute Brücke zur Partnerschaft wie zur Freundschaft. Ein Nähkurs, ein Sprachenseminar, der Sportclub, der Wanderverein, das Schwimmen in der Badeanstalt kann Menschen zusammenführen, die über das gemeinsame Hobby Kontakte knüpfen.

Und wer noch immer meint, er sei so allein, der sollte sich in einer stillen Stunde auch einmal überlegen, daß viele Menschen unglücklich sind, weil sie die Einsamkeit in der Gemeinschaft kennengelernt haben, die schlimmste Form der Einsamkeit, die es gibt ...

Elisabeth von Liss



In stiller Andacht: Einsamkeit kann auch Gnade sein — Foto Borutta

12. Fortsetzung

„Armer Abel!" sagte ich. „Das ist allerdings hart."

„Du sagst es! — Erspare mir bitte weitere Einzelheiten."

„Andererseits", sagte ich, und das war meine aufrichtige Meinung, „kann ich Esther verstehen. Sie wollte dich schonen und brauchte doch ein Ventil, um die Erinnerungen und die entsprechenden Empfindungen zu neutralisieren, das glaubte sie im Professor gefunden zu haben."

„Es ist und bleibt ein Vertrauensbruch."

„Was willst du tun? Sie zur Rede stellen?"

„Ich denke nicht daran!"

„Du lehnst eine Aussprache ab?"

„Da gibt es nichts abzulehnen. Man kann doch nur etwas ablehnen, was gefordert wird."

„Aber auch das, was man selbst als notwendig erkennt", beharrte ich.

„Aber es ist nicht notwendig! — Wozu?" wehrte sich Abel. „Damit wird nichts aus der Welt geschafft, was einmal geschehen ist. Ich werde mich damit einrichten und damit leben. Die unmittelbare Verbundenheit, die ich bis zur Stunde kraft meines Glaubens empfunden habe, ist dahin und kann durch nichts geheilt werden. An meiner Liebe zu Esther ändert sich nichts; im übrigen ist mir schon wieder viel besser zumute."

„Und wo ist das Buch?"

Er lachte. „Ich habe es dort hingelegt, wo ich es fand; der Professor wird Blut und Wasser schwitzen, wenn Esther ihn danach fragt; ich nehme an, daß sie es zurückhaben will. Es geschieht ihm ganz recht. Warum geht er mit Dingen so leichtfertig um, die ihm anvertraut sind."

„Wie lange gedenkt er noch zu bleiben?"

„Ich nehme an, bis seine Angelegenheiten geordnet sind, vielleicht, daß seine Berufung an eine Universität bald erfolgt. Er ist ein kluger Kopf und ein ausgezeichneter Pädagoge; persönlich habe ich nichts gegen ihn, aber die frühere Unbefangenheit ihm gegenüber ist mir verloren gegangen; daran ist allein Esther schuld."

Abel gehörte zu den Menschen, die immer das letzte Wort behielten, und man konnte ihm deshalb nicht einmal böse sein.

Ehe wir uns endgültig trennten an diesem Tag, fragte ich ihn nach Will. „Hast du eine Ahnung, was er in Frankfurt zu tun hat?" — Er wußte es genau. „Er trifft sich dort mit einer alten Bekannten aus Berlin, einer russischen Fürstin. Das ist eine aufregende Geschichte. Oberleutnant Rassmus, Chef einer Propaganda-Kompanie, hat sie in Rußland aufgelesen, als der Vormarsch auf Moskau ins Stocken geriet, halb tot und von Läusen fast aufgefressen. Sie hat zuvor fast ihr Leben lang, ihre Jugend in Petersburg abgerechnet, in sowjetischen Gefängnissen zugebracht, eben weil sie ,Fürstin' war. Als sie genesen war, hat sie sich als eine Schönheit entpuppt. Er brachte sie nach Berlin, und Will und Ulrike nahmen sie auf. Sie war außergewöhnlich klug und mit viel Temperament begabt. Will war vernarrt in sie. Das ist alles, was ich dir sagen kann. Jetzt ist sie anscheinend aufgetaucht. Will hatte Sorge um sie."

„Anscheinend mehr als um seine Frau."

„Ach, sage das nicht!" meinte Abel. „Will hofft, daß Oliwane ihm einen Hinweis zu geben vermag, was aus Ulrike geworden ist; sie hatten eine feste Abrede miteinander getroffen, sich notfalls gemeinsam aus Berlin in den Westen abzusetzen. Anscheinend hat es nicht geklappt."

„Oliwane? — Du meinst die Fürstin!"

„Ja, Olga Iwanowna! Sie duzten sich, sie und Will. Meistens nannte er sie Olinka."

Ich dachte: . . . arme Ulrike! Ich dachte so etwas wie eine ,Volkshochschule' zustande zu bringen, nach gegebenen Vorbildern aus früherer Zeit. Es gab Englischkurse mit dem Ziel, die vom Ausland einströmende Literatur im Urtext aufnehmen zu können, obwohl es auch gute Übersetzungen gab; es war ein wenig Snobismus dabei. Jo hielt Vorträge über Architektur von der Antike bis zur Gegenwart. Will bemühte sich um das Laienspiel, hatte damit aber wenig Erfolg; beeindruckender waren seine Lesungen aus klassischen Dramen.

Es zeichnete sich der Eindruck ab, daß sich eine neue Gesellschaft allmählich zu formieren begann.

Um es nicht zu vergessen: die Fürstin war gekommen und abgereist. Wir hatten durch

DURSTSTRECKE

ROMAN VON PAUL BROCK

es, ohne über Will ein Urteil fällen zu wollen.

In den Wochen und Monaten, die nun folgten, fühlten wir uns in seltsamer Weise an die heimatlichen Fluren im Osten erinnert. Der Winter, den wir durchlebten, war sehr kalt und brachte viel Schnee. Die Temperaturen sanken in einem Maße, wie man es in diesen Breiten selten erlebte.

Er trug etwas Gutes in sich. Hatten wir uns in den Sommer- und Herbstmonaten insofern auseinandergelebt, als jeder versuchte, für sich einen neuen Anfang zu finden . . . jetzt suchten wir wieder einander näher zu kommen, doch nicht mehr in der Art, wie es vorher gewesen war, da wir uns noch den Eingesessenen gegenüber als Fremde oder gar als Eindringlinge fühlten. Die Menschen, die hier seßhaft waren seit eh und je, waren uns näher gerückt. Sie hatten erkannt, daß wir imstande waren, uns nützlich zu machen, uns in die bestehende Ordnung zu fügen, etwas zu leisten und zum allgemeinen Wohl beizutragen.

Ja, wir überflügelten sie, in Wille und in Leistung, neue Grundlagen zu schaffen und neue Einsichten zu gewinnen. Wir saßen mit ihnen zusammen in den zahlreichen Veranstaltungen, die entweder in der Stadthalle oder in der Aula des Gymnasiums stattfanden. Es war nach dem Krieg der erste Winter, der das geistige Leben zum Aufblühen brachte. Einige Leute aus unserer Gruppe, unter ihnen Jo und Will, arbeiteten daran, ihre Erzählungen in die echte Tragik ihres Schicksals Einblick bekommen. Plötzlich war sie eines Tages wieder abgereist, anscheinend war es zu einem Mißklang zwischen ihr und Will gekommen, wahrscheinlich dadurch, daß es allzusehr zutage trat, daß sie in ihrer Angst und Eigensucht Berlin verlassen hatte, ohne Ulrike davon in Kenntnis zu setzen. Das war noch vor dem Weihnachtsfest.

Zu einer späteren Zeit las Abel vor zahlreichen Zuhörern in der Aula Auszüge aus einem neuen Manuskript, das noch keinen Verleger hatte. Er fand sich später, und das Buch wurde zu einem echten Erfolg.

Übrigens war ich es selbst, der Abel bei seinem neuen Start in der Literatur behilflich sein konnte, indem ich ihm einen Verleger vermittelte. Damit rückte er wieder in meinen Gesichtskreis ein, nachdem er lange als Eigenbrötler gelebt hatte, was er mit seiner Arbeit entschuldigte; es stimmte nicht ganz, aber ich nahm es ihm ab. Schließlich war er mein Freund.

Ehe es dazu kam, daß ich stärkere Einsicht in die wirkliche Lage bekam, von der Abels Dasein in seiner vorrückenden Lebensphase bestimmt wurde, schob sich Regina mit ihren Lebensproblemen so stark in den Vordergrund, daß ich Abel vorübergehend vergaß. Solange der Winter unsere Aktionen auf ein Minimum beschränkte, die sich auf das Außen bezogen, hatte Regina sich rar gemacht. Joris war pünktlich und regelmäßig zu unseren Zusammenkünften gekommen. Die weiten Fahrten für Reisegesellschaften, die als Grundlage seiner Existenz dienten, fielen aus, soweit sie vom Wetter abhängig waren, umso mehr hatte Regina mit ihren kürzeren Taxifahrten zu tun, um dem Einnahmeschwund zu begegnen. Diese und jene Fahrt nahm Joris ihr ab, doch lehnte Regina es in ihrer von Eigensinn bestimmten Weise ab, auf Schonzeit umzuschalten. Sie schien sich selbst beweisen zu wollen, daß es für sie keine Schwierigkeiten gab, nur weil sie Frau war. Die Art, ihre Kräfte zu prüfen und sich zum Einsatz zu bringen, gefiel mir, und ich besuchte sie oft. Immer fand ich sie von Zuversicht angefüllt, wie ein Glas, dessen Inhalt leicht überschwappt.

An einem Frühlingstag am Spätnachmittag hatte ich mich zum Tee bei ihr eingeladen. Am Tage zuvor hatte Joris seine erste Fahrt mit dem Bus angetreten, über Frankreich nach Spanien. Sie war also allein, und wir unterhielten uns zunehmend gut. Da läutete plötzlich das Telefon. Es war einer der beiden praktizierenden Ärzte am Ort: er habe einen Patienten, der eilig in die Klinik der weitabgelegenen Universitätsstadt gebracht werden mußte; ein winziger Stahlsplitter sei ihm ins Auge gedrungen, eine gefährliche und schmerzhafte Sache, die nur durch einen Facharzt operativ zu beheben sei; ob Regina ihn hinzufahren bereit wäre. Sie sagte, sie würde in wenigen Minuten bei ihm sein. Dabei blickten wir zum Fenster hinaus. Es stürmte und regnete schrecklich.

„Da heißt es nun", sagte sie, „kümmere dich nicht um den Splitter in deines Bruders Auge. Weil es ihm aber wehtut und ich keinen Verdienst auslassen darf . . . alsdann — wie wäre es, wenn Sie mitkämen?"

„Liegt Ihnen etwas daran?" fragte ich. Sie stand schon im Mantel vor mir. „Trinken Sie schnell Ihren Tee aus und fragen Sie nicht so einfältig!" Und so fuhren wir los. Die Sicht war schlecht, der Asphalt naß. Regina fuhr vorsichtig. Wir brauchten eine Stunde für den Weg; nach halbstündiger Wartezeit vor der Klinik sagte man uns, der Patient müsse über Nacht dableiben, denn der Eingriff könne erst nach Rückkehr des Chefarztes gemacht werden; er habe zehn Minuten vor unserer Ankunft das Haus verlassen.

Die tote Zeit füllten wir mit Gesprächen, denen die vielfältigsten und geradezu heikelsten Themen zugrunde lagen und die sich aus den Fragen ergaben, die Regina unentwegt und in sprunghafter Art stellte; daß sie neugierig war, hatte ich schon öfter erfahren. Ihr Wissensdurst machte auch vor der Intimsphäre ihrer Mitmenschen nicht halt, doch konnte man ihr darum nicht böse sein. So wollte sie wissen: warum sind Sie eigentlich unbeweibt? Sind Sie ein Frauenfeind? Oder haben Sie mit den Frauen üble Erfahrungen gemacht? Oder ist eine unerfüllte Liebe im Spiel? Mußten Sie eine Absage hinnehmen?"

Fortsetzung folgt

Unser Kreuzworträtsel

ostpreuß. Dorf bei Pr.Eylau (Hünengräber) · Pissazufluß in Ostpreußen · Kochsalzlösung · Sache (franz.) · Sinnesorgan · Eilzug (Abk.) · Vergebung · breite Wasserfahrzeuge am Fr.Haff in Ostpreußen · Abk.f.: Liter · Hülsenfrucht · Farbiger · Vorratsspeicher · finn. Hafenstadt · Fee · Hochland im O und SO des Toten Meeres · Erdart · Stadt an der Rega (Pommern) · Zahl · Schienenkippwagen · Abwässeranlage · span. Mädchenname · fressen (Rotwild) · abess. Fürst · germ.Unterwelt · Badeort im Spessart · Zeich.f. Neon · Zähre · Kreisstadt in Ostpreuß.

Auflösung

				A				A
	F	I	N	N	L	A	N	D
	R	H	O	N	E		E	A
	I		R	A	D	I	U	M
B	E	R	G	M	A	N	N	
	D	I	E			D		R
A	L	T		H	E	I	N	E
L	A	U	T		L	A		
	N	A	R	I	E	N		46
	D	L		A	N	A		

BK 91o-182

Auflösung in der nächsten Folge



Walter Adamson

Die Kapelle

Als die Einladung kam, Sir Humphrey auf seiner Yacht in die Südsee zu begleiten, waren meine Frau und ich von vornherein skeptisch. Wußten wir doch, daß sein Lebensstil nicht der unsere war, daß wir Zugeständnisse würden machen müssen, um einen Gastgeber wie den Lieutenant Commander nicht vor den Kopf zu stoßen. Wir waren keine Kostverächter. Das nicht. Wir tranken gern unseren Whisky vor dem Abendessen, einen Cognac nach der Mahlzeit, und in dieser Beziehung würden wir unseren gewohnten Lebensstil wohl kaum zu ändern haben. Aber etwa drei Wochen lang die uns etwas affektiert anmutende Sprache des ehemaligen Flottenoffiziers mitanzuhören und soviel über so wenig sprechen zu müssen und dabei stets freundlich und aufmerksam zu bleiben, erschien uns eine Aufgabe, der wir womöglich nicht gewachsen waren. Vor allem die kleinen Unwahrheiten, die notwendig schienen, um nicht unhöflich zu sein! In vielen wesentlichen Fragen des Lebens gingen unsere Meinungen auseinander. Politisch waren wir meistens ganz entgegengesetzter Ansicht. Er war für die Aufrechterhaltung der alten Ordnung, der Status quo war ihm heilig. Wir wollten durch Reformen retten, was vom Alten, soweit es uns wert schien, noch zu retten war. Religion? Nun, ich hatte ihm die Kapelle auf seiner Yacht entworfen und die Ausführung der Arbeit selbst übernommen. Ich war mit großem Ernst an die Arbeit gegangen, um der äußeren Form einen Inhalt zu geben. Er hatte mir völlig freie Hand gelassen.

„Carte blanche", hatte er gesagt, nicht nur, um der freien Hand willen, sondern auch, um seine geringen französischen Sprachkenntnisse an den Mann zu bringen, was er gern tat.

Als die Kapelle fertig war, schlug er mir mit seiner riesigen Rechten auf die Schulter und sagte mit der affektierten Stimme: „Edward, you are a clever bastard!"

Dies war aber bisher auch alles, was er an Anerkennung für meine unendliche Mühe zu geben hatte. Aber die Einladung zur Südseefahrt wurde bei dieser Gelegenheit ganz spontan erteilt.

Hier muß ich einfügen, daß ich Sir Humphrey die Tatsache, daß ich überhaupt noch am Leben war, verdanke. Nun, vielleicht ist dies ein wenig übertrieben, aber fest steht, daß ich ohne seine Hilfe mein Einwanderungsvisum nach Australien nicht zur Zeit erhalten hätte. Möglicherweise wäre auch ich dann den Mächten, die zu jener Zeit am Ruder waren, zum Opfer gefallen. Das lag aber nun schon mehr als 30 Jahre zurück. Doch Wohltaten verjähren ebensowenig wie Missetaten.

Inzwischen hatte ich alle Arten von Jobs getan, mein Leben zu verdienen, und meine kunsthandwerkliche Tätigkeit hatte ich erst entfalten können, als ich sozusagen schon in den besten Jahren stand. Reichlich spät, und ich mußte viel und rasch arbeiten, um überhaupt etwas noch daraus zu machen. Sir Humphrey andererseits hatte eine ganze Menge Schiffe torpediert und dabei Karriere gemacht. Der Krieg aber war nun schon lange vorüber, und der ehemalige Kommandant fand es schwer, seinem vorgeschrittenen Alter irgendeinen Lebenszweck zu verleihen. Er litt an Depressionen, weil die Zeit zu rasch verging und ihm gewissermaßen durch die müßigen Finger rieselte. Er wollte die Zeit festhalten. Er ging in die Kirche, kam aber unbefriedigt zurück; die Aussicht auf das ewige Leben schien ihm kein Ersatz für den Zeitverlust zu sein, den er täglich erleiden mußte.

Er öffnete mir eines Tages sein Herz, und die kleine Kapelle auf seiner Yacht war das Resultat dieser Beichte. Ich glaube, ich habe bei dieser Arbeit zum erstenmal den entscheidenden Schritt vom Kunsthandwerk zur Kunst getan. Ich war selbst tief ergriffen, als ich nach Vollendung meiner Hände Werk in die Kapelle trat, so als hätte sie ein anderer erbaut.

Scheue Bitte

Laßt meine Seele doch träumen,
sie geht ja bald zur Ruh,
geht über Lachen und Weinen
dem letzten Traume zu.

Hertha Tellbach, geb. Kamin

Foto Zimmermann

Seltsame Ereignisse bahnen sich an

Die Südseefahrt begann im Hafen von Sydney. Ich kann mit nautischen Begriffen nichts anfangen und bin daher außerstande, die Yacht richtig zu beschreiben. Wie lang sie war, wieviel Knoten sie machte, wie ihr Tiefgang war. Alles, was ich sagen kann ist, daß sie sehr lang war, sehr rasch fuhr und im flachen Wasser auf Grund gelaufen wäre, denn Sir Humphrey und sein erster Offizier waren ständig besorgt um Sandbänke und Untiefen und loteten andauernd. Die Inneneinrichtung war fabelhaft. Das Essen ausgezeichnet, die Getränke berauschend. Die Besatzung bestand aus einem Dutzend Seeleuten, darunter ein Steward und der Schiffsjunge Ken.

Sir Humphrey, der entweder Junggeselle war oder verwitwet, geschieden oder von seiner Frau getrennt lebte — wir wußten es nicht und wollten es auch gar nicht wissen —, reiste mit seiner jungen Freundin namens Yanta. Vielleicht war sie nicht ganz so jung, wie sie wirkte. Etwa Mitte 40, so alt wie meine Frau. Sir Humphrey war Ende 60. Ich sage dies alles, weil es durchaus wichtig sein wird für das, was sich auf dieser Fahrt ereignete. Ich selbst stand, wie bereits erwähnt, in den besten Jahren.

Wir waren etwa 24 Stunden nördlich von Sydney an der australischen Küste entlanggezogen. Die ersten Anzeichen hatten wir, als wir nachts in unserer luxuriösen Kabine lagen und beide nicht einschlafen konnten. Das Geräusch der Motore, auf einem Schiff immer so etwas wie eine Gewähr dafür, daß alles in Ordnung ist, war mit einem Mal anders, als es bis dato gewesen. Es hatte nicht aufgehört, war aber langsamer und schwerfälliger geworden. Wir sahen uns an, sagten aber nichts. Man macht nicht gern einander durch noch einstweilen unbegründete Befürchtungen nervös. Wir versuchten zu lesen, nahmen dann beide ein Schlafmittel, hatten aber dennoch eine, durch abwechselndes kurzes Einschlafen und Wiederaufwachen reichlich gestörte Nacht.

Beim Frühstück, das uns der Steward in die Kabine brachte, sahen wir uns an. Meine Frau sah übermüdet aus und hatte Falten in ihrem sonst noch glatten Gesicht. Sie sagte, man sähe es mir an, daß ich nicht gut gechlafen habe. Wir aßen ohne Appetit, kleideten uns an und gingen aufs Deck.

Yanta begrüßte uns müde. Sir Humphrey war auf der Brücke, offenbar in ernster Konversation mit seinem ersten Offizier. Das Wetter war herrlich. Ein wolkenloser Himmel spannte sich über das blaue Wasser, zu unserer Linken lag die Küste Australiens, von der wir uns nun in nordöstlichem Kurs langsam entfernten. Ich sah zur Brücke hinauf und winkte Sir Humphrey zu. Er lächelte müde zurück und hob die Hand zum Gruß. Wir legten uns auf Liegestühle und ließen uns durch die Stille des herrlichen Morgens tragen. Stunden mochten vergangen sein, als ich mit einem Mal merkte, daß die Küste Australiens hinterm Horizont verschwunden war. Nun war die ganze runde Erde eine Scheibe von 360 Grad, und man sah nur noch Wasser, Wasser. Ein unendlich beruhigender Anblick, den ganzen Tag lang, bis die Sonne hinterm Horizont blutrot untergegangen war.

Was hatten wir die ganze Zeit eigentlich getan? Wir hatten Mittag und Abendbrot gegessen, ein paar Getränke zu uns genommen und nur wenig gesprochen. Sir Humphrey, der sich normalerweise auf solchen Fahrten kaum um die Navigation zu kümmern pflegte, wie Yanta uns versicherte, war erstaunlicherweise den größten Teil des Tages auf der Brücke gewesen. Am Abend sah er todmüde aus und entschuldigte sich sehr früh und zog sich zurück. Yanta folgte ihm.

Meine Frau und ich schauten uns an. „Hast du's gesehen?"

„Ja", antwortete ich. „Was hältst du davon?"

„Ich glaube, wir sehen auch nicht besser aus", war ihre Meinung.

„Müde?" fragte ich.

„Es ist eine Art von Müdigkeit, die anders ist."

Ich nickte.

Wir gingen schlafen, und in dieser Nacht schliefen wir wie die Toten. Der Steward weckte uns am nächsten Morgen mit starkem Klopfen an der Tür auf. Offenbar hatte er schon eine ganze Weile geklopft. Er trat ein und stellte das Frühstück auf den Tisch. Zunächst dachte ich, es sei ein anderer Steward, denn er war weißhaarig und wesentlich älter als der, der uns am Vortage bedient hatte. Dann aber erkannte ich ihn. Ich sah ihn verwundert an. Er tat das gleiche mit mir. Als ich dann meine Frau sah, war ich entsetzt. Sie hatte tiefe Falten im Gesicht, die Haut lag schlaff auf ihren Händen, und ihr blondes Haar war so farblos, wie blondes Haar wird, wenn sich grau darein mischt. Sie sah mich an und schlug ihre Hände vor den Mund, um einen Aufschrei zu verhindern. Der Steward machte eine leichte Verbeugung und verließ rasch unsere Kabine. Uns war beiden nicht zum Essen zumute.

„Iß!" sagte meine Frau schließlich. „Essen müssen wir."

„Ja", sagte ich fast tonlos.

Wir zogen uns an, gingen auf Deck. Unsere Füße waren unsicher, wir mußten uns am Geländer festhalten, obwohl die Yacht ganz ruhig fuhr. Yanta war schon auf Deck. Jetzt erst sahen wir, daß sie gar nicht daran dachte, Mitte 40 zu sein. Eher um die 60 herum, aber plötzlich erschien uns das gar nicht alt. Zum Mittagessen kam Sir Humphrey, ein alter, leicht gebückter Mann, von der Brücke und setzte sich zu uns an den Tisch. Wir aßen und tranken, so als sei nichts geschehen. Wir sprachen wenig und was wir sagten, drehte sich um die Vergangenheit. Wir waren damit ganz zufrieden. Der Tag schien eine Ewigkeit zu dauern. Er wollte gar nicht zu Ende gehen. Dann sank die Sonne langsam unter den Horizont, und es wurde Nacht.

Am dritten Tag hielt ich es nicht mehr aus. Ich verließ die Kabine, bevor meine Frau erwachte, und zog in die Kapelle. Dort fand ich, was ich geahnt hatte. Sir Humphrey saß zusammengebrochen auf einer Bank, die Hände vorm Gesicht. Er war betend vor dem Symbol des Lebens, das ich dort mit meinem Handwerk geschaffen hatte, in die Ewigkeit gegangen. Kurze Zeit darauf trat Yanta ein und setzte sich. Mit einem traurigen Lächeln sah sie auf Sir Humphrey. Dann hob sie ihre Hand für einen Augenblick und ließ sie dann wieder sinken, so als wollte sie sagen, daß alles eben ein Ende haben müsse. Meine Frau kam und setzte sich neben mich. Sie legte ihre Hand in die meine und streichelte diese sanft. So, wie sie es immer getan hatte, seit undenklichen Zeiten, oder jedenfalls solange wir zurückdenken konnten. Und das war nun schon sehr sehr lange.

Wir saßen da. Es war totenstill. Ich ließ meinen Blick langsam im Kreise umhergehen. Die Kapelle war da. Meiner Hände Werk, alles mein Handwerk. War es ein Kunstwerk? Um des einen Kunstwerkes willen vergeht alle Zeit? Und wie rasch sie das tut! Ich ließ es gut sein. Ich war's zufrieden.

Die Tür öffnete sich noch einmal. Ein Mann mitteren Alters trat ein. Es war Ken, der Schiffsjunge. Als er uns sah, verbeugte er sich still, so still, wie man sich nur in Ehrfurcht verbeugt.

Dann trat er zurück und schloß auf immer die Kapelle.

Meine Schwester

VON GERHARD KAMIN

Wenn spät am Abend
in den Weidenzweigen
ein sanfter Wind die langen Rispen wiegt,
aus stillen Wiesen weiße Nebel steigen
und dunkle Röte über Wäldern liegt,

dann denk ich, Schwester,
wie in stillen Stunden
du einsam in den hohen Abend sahst,
versunken träumend,
aller Qual entbunden,
der langen Krankheit
dunklen Gram vergaßt

und deine Hände, zart wie Blütenranken,
um eine kleine, weiße Brust legtest
und tief in dir die zärtlichen Gedanken
in stummer Trauer wehmütig bewegtest

und leise weintest,
wenn mit dunklen Schwingen
nächtige, kalte Schatten dich umfingen.

Literaten-Stammtisch

Sie treffen sich am ersten Freitag eines jeden Monats im ‚Haus des Deutschen Ostens' in Düsseldorf zu einem ‚Literaten-Stammtisch'. Sie reisen an aus Dortmund, Wuppertal, Recklinghausen, Gelsenkirchen, Krefeld, Köln, Bonn-Bad Godesberg und auch aus verkehrsmäßig weniger günstig gelegenen Städten und Bezirken.

Die durchweg aus den deutschen Ostgebieten und aus Mitteldeutschland stammenden Autoren, die jetzt in Nordrhein-Westfalen leben, entwickelten ihre Fachgruppe zu einer der profiliertesten innerhalb der Künstlergilde Eßlingen, nicht zuletzt auch durch viele gute Kontakte zu anderen in- und ausländischen Schriftsteller-Vereinigungen.

Der jetzt bereits über 25 Jahre andauernde Zusammenhalt der Fachgruppe ist sicher auch darauf zurückzuführen, daß bei Stammtischgesprächen und anderen gemeinsamen Veranstaltungen grundsätzlich nicht über Politik gesprochen wird, obwohl der politische Standpunkt jedes einzelnen Gruppenmitglieds selbstverständlich respektiert wird. Andererseits können erhitzte Gemüter schon einmal aneinander geraten, wenn es beispielsweise darum geht, was sich auf dem Gebiet der Lyrik unter den Begriffen konservativ oder modern einordnen läßt.

Viele dieser Autoren haben bereits einen oder mehrere Literaturpreise oder Förderungsprämien erhalten. Auch in diesem Jahre wurden wieder vier Autoren der Fachgruppe ausgezeichnet: Dr. Wolfdietrich Kopelke mit dem ‚Friedland-Preis', Norbert Ernst Dolezich mit dem ‚Eichendorff-Preis' und Robert Grabski mit dem ‚Coppernicus-Preis' sowie Fridolin Aichner mit dem Erzählerpreis der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat.

Die Autoren der nordrhein-westfälischen Künstlergilde publizieren in in- und ausländischen Kulturzeitschriften und Anthologien, sie schreiben für den Rundfunk und für das Fernsehen, sie übersetzen niederländische, flämische, italienische und polnische Literatur, sie werden zu Lesungen nach Zürich, Brüssel und Paris eingeladen und diskutieren dort über Aussiedlerprobleme, und sie sind mit ihren Büchern nicht nur in deutschen, sondern auch in vielen europäischen, sogar in überseeischen Bibliotheken und Kulturinstituten vertreten. Die Romane, Erzählungen und Geschichten des Oberschlesiers Hans Lipinsky-Gottersdorf haben inzwischen eine Auflage von mehr als 350 000 Exemplaren erreicht. Auf dem Literaturmarkt schwerer absetzbare, aber förderungswürdige Bücher werden mit finanzieller Unterstützung durch das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen in der gruppeneigenen Reihe ‚Werkstatt Andreas Gryphius' herausgegeben. Gerade noch rechtzeitig zum 25jährigen Bestehen der Fachgruppe erschien als bisher vierter Band der Reihe eine Anthologie, die auf 152 S. Text von 23 Autoren und sehr gelungene, den Zeitgeist scharf belichtende Holzschnitte des verstorbenen Gildemitglieds Erwin Görlach zusammenfaßt. Es kommen in diesem ‚Almanach 77' so formal unterschiedliche Lyriker wie Artur Maria Schilling, Heinz Georg Podehl und Josef Kempf zu Wort. Verschiedene Stilrichtungen in der jeweils eigenen sprachlichen Differenzierung, die man bei jedem guten Schriftsteller voraussetzt, sind auch bei den Prosa-Beiträgen von Annemarie in der Au, Hans Lipinsky-Gottersdorf, Fridolin Aichner, Norbert E. Dolezich und Michael Zielonka unverkennbar. Bei allem kommt der Humor nicht zu kurz.

Zusammenfassend darf man wohl sagen, daß unsere aus Ost- und Mitteldeutschland stammenden Autoren — wobei hier nicht nur die in der Künstlergilde vereinigten Schriftsteller-Gruppen gemeint sind — wesentlich dazu beigetragen haben, daß die westdeutsche Literatur der Nachkriegszeit wieder zu Ansehen und Weltgeltung gelangte.

Waldemar Diedrich (KK)

„Ich werde für dich da sein . . ."

Eine Betrachtung zur Verleihung der Agnes-Miegel-Plakette an Hans Graf von Lehndorff

So ist es nun seit vielen Jahren: Wenn das Laub sich färbt und die gelben und goldbraunen Blätter sachte zur Erde rieseln, beginnt die Vorfreude auf ein ganz besonderes Ereignis der Spätherbstzeit. In diese Oktobertage war stets die Verleihung der Agnes-Miegel-Plakette gelegt, die 1959 zum 80. Geburtstag der Dichterin von west- und ostdeutschen Heimatfreunden, zusammengeschlossen im ‚Tatenhausener Kreis' in Warendorf/Westfalen, gestiftet wurde. Unvergeßlich sind allen, die dabei sein durften, die festlichen Stunden im alten Rathaus zu Warendorf, als Agnes Miegel der ebenso verehrte wie geliebte Gast bei der Verleihung der Plakette war, die für besonders hervorragende Verdienste um die Begegnung von Ost- und Westdeutschen vergeben wurde. Zu den schönsten Erlebnissen ihrer späten Lebensjahre zählte Agnes Miegel selbst diese Tage, wie sie es kurz vor ihrem Heimgang am 26. Oktober 1946 in einem letzten Brief an den ‚Tatenhausener Kreis' zum Ausdruck brachte. Dieser Brief wird nun alljährlich bei der Verleihungsfeier als teures Vermächtnis verlesen.

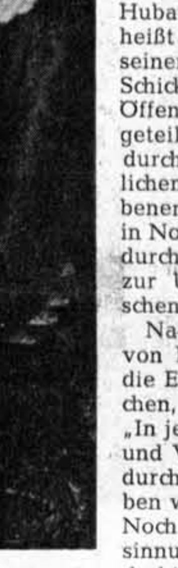
Jahre später. Der ‚Tatenhausener Kreis' hat die von ihm gestiftete Plakette dem Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen anvertraut. Seit 1965 wird die hohe Auszeichnung nun von einem unter seiner Schirmherrschaft stehenden Kuratorium verliehen, wodurch der ursprünglich bestehende Kreis eine Erweiterung erfuhr. Ort der Handlung ist jetzt der Saal des Erbdrostenhofes in Münster. Nicht minder festlich ist dieser Rahmen in dem schönen, wiederhergestellten Bau mitten im Herzen der alten Stadt mit ihren Giebelhäusern, Laubengängen und Kirchen. Der hohe, im Kerzenglanz erstrahlende Raum mit seinen reichen Malereien und Blumenschmuck ist recht dazu angetan, Vorfreude und Spannung auf den Verlauf des Festaktes zu erhöhen, gesellt sich dazu doch noch Kammermusik von Händel und Bach, welche die Stunde einleitet und beschließt.

War es 1976 ein Westdeutscher, der die Plakette erhielt, nämlich Monsignore Scheperjans, weit bekannt durch sein großes Siedlungswerk für Spätaussiedler, so hatte das Kuratorium in diesem Jahr einen Ostdeutschen im vorgezeichneten Wechsel zu erwählen. Zu aller Freude war die Wahl auf Dr. Hans Graf von Lehndorff gefallen, den Ministerialdirigent Rudolf Stenzel, Düsseldorf, mit seiner Gattin im Erbdrostenhof begrüßen konnte. Graf von Lehndorff ist unseren Landsleuten und darüber hinaus einer breiten Öffentlichkeit sehr wohl bekannt als Verfasser des ‚Ostpreußisches Tagebuch' und ‚Die Insterburger Jahre'. So stark in der ostpreußischen Heimat verwurzelt wie Agnes Miegel, hat er in seinen schriftstellerischen Arbeiten und in seinem gesamten Handeln ebenso wie sie gewirkt über den engeren Kreis hinaus ins Ganze, — der Sinngebung der Plakette gemäß.

Professor Dr. Walther Hubatsch, Bonn, hatte seinen Festvortrag unter das Thema ‚Ostpreußische Geschichte und Landschaft im Werk Agnes Miegels' gestellt, dem sich die Laudatio für Graf von Lehndorff anschloß. In knapper Form verstand Hubatsch die Lage und Vielgestaltigkeit unseres Heimatlandes zwischen Weichsel und Memel mit dem Wechsel von Wald und Wiese, Acker und Höhenflächen und dem großen Reiz der Flüsse und Seen seinen Zuhörern vor Augen zu führen und das geschichtliche Werden in diesem Raum zu umreißen.

„Urheimat" nannte Agnes Miegel die altpreußischen Landschaften. Tief in die heimische Welt schaut die Dichterin und der Historiker sieht mit Staunen aus den spärlichen Überlieferungen der alten Zeit ihr daraus gewachsenes Werk und die darin eingefangene unverwechselbare Atmosphäre. So entstanden große Balladen, etwa die Erzählung ‚Die Fahrt der sieben Ordensbrüder". Der Vortragende zitierte einzelne Strophen z. B. aus der besonderen Herausgabe ‚Kirchen im Ordensland' und betonte die unmittelbare Verbindung der Dichterin zur Landschaft. Ihre letzte noch in Ostpreußen entstandene Huldigung an ihr Heimatland ‚Mein Bernsteinland und meine Stadt' brachte Prof. Dr. Hubatsch der Festversammlung nahe und wies dann auf die frühen Ahnungen Agnes Miegels vom Untergang der Heimat hin.

Die unmittelbare Verbindung zur ostpreußischen Landschaft ist im Anfang des ‚Ostpreußischen Tagesbuches' von Lehndorff ebenso stark spürbar, dichterisch geformte Erkenntnis wie im Werk Agnes Miegels.



Wesen und Tätigkeit dieses Mannes sind ein unteilbares Ganzes, erkennbar in der Liebe zur Heimat, in seiner schriftstellerischen Arbeit und im Dienst an seinen Mitmenschen, als Arzt aus zutiefst vorhandenem Bedürfnis, Hilfe zu geben für Leib und Seele. Nach sorgfältiger medizinischer Ausbildung, tätig als Assistenzarzt in Insterburg, erfuhr das Leben des jungen Mediziners — damals 31 Jahre alt — durch einen Weckruf endgültig Ziel und Richtung; ein Akt der Gnade ereignete sich mit ihm. Aus seinem Tagebuch 1945 — bis 1947 wissen wir, wie er nach der Zerstörung aller Lebensgrundlagen am Rande der menschlichen Existenz lebt. Und gerade er ist dann später im Westen vorbildlich mittätig bei der Wiederbegründung und Erneuerung des Johanniterordens, dessen Ehrenritter er ist. Wir erfahren von seinem segensreichen Wirken als Arzt in Bonn und Bad Godesberg, in seiner Berufsgenossenschaft und in der ostpreußischen Arztfamilie wie von seinem Einsatz für humane Krankenhausbehandlung. Das Wort: „Ich werde für dich da sein in allem", zu einem unheilbar kranken Freund gesprochen, gilt für seinen gesamten Einsatz. Und so wissen wir ihn jetzt nach Abschluß seiner ärztlichen Tätigkeit, nach Ablegung seines Seelsorgerexamens unermüdlich weiter tätig für seine Mitmenschen.

In der Urkunde, die Graf von Lehndorff zusammen mit der Agnes-Miegel-Plakette überreicht wurde, nachdem Professor Dr. Hubatsch seine Laudatio beendet hatte, heißt es: „Hans Graf von Lehndorff hat in seinen weithin bekannten Büchern das Schicksal der Vertreibung einer weiten Öffentlichkeit in erschütternder Weise mitgeteilt. Er hat durch diese Darstellung wie durch zahllose Vorträge in außerordentlichem Maße zum Verständnis der Vertriebenen und menschlicher Verhaltensweisen in Notzeiten überhaupt beigetragen und dadurch zugleich einen wesentlichen Beitrag zur Überbrückung von Gegensätzen zwischen Ost und West geleistet."

Nach seinem herzlichen Dank kam Graf von Lehndorff mit großem Ernst kurz auf die Ereignisse der letzten Wochen zu sprechen, durch die wir alle so betroffen sind. „In jedem Menschen lebt ein Stückchen Haß und Vernichtung", führte er aus. „In dieser durch Gottlosigkeit gezeichneten Welt haben wir als Christen unseren Dienst zu tun. Noch einmal hat Gott uns eine Zeit der Besinnung, eine Zeit der Bewährung zugedacht." Damit schloß Graf von Lehndorff seinen eindringlichen Appell an die Herzen seiner Zuhörer, an uns alle.

Hanna Wangerin

Philipp Otto Runge: „Wir drei" nannte der Künstler das Bild, das ihn gemeinsam mit seiner Gattin und seinem Bruder zeigt

Eine Ausstellung mit Werken des pommerschen Malers veranstaltet die Hamburger Kunsthalle noch bis Januar 1978 — Foto Löhrich

Ein Symbol der Einheit

Vor 30 Jahren starb die Schriftstellerin Ricarda Huch

Eine ungewöhnliche Frau starb vor 30 Jahren am 17. November 1947: Ricarda Huch. Ihr Leben führte aus dem Glanz der Kaiserzeit in die dunkelsten Jahre nach dem Zusammenbruch des Zweiten Deutschen Reiches. Der Ruhm einer begnadeten Dichterin und Historikerin hatte sie umstrahlt. Aber als die 83jährige starb, war die Welt der Schönheit und Kultur, der sie gelebt hatte, untergegangen.

Ricarda Huch, am 16. Juli 1864 in Braunschweig geboren, gehörte zu den ersten Frauen, die in Deutschland studierten und promovierten. Sie schrieb um die Jahrhundertwende die programmatischen Schriften der neuromantischen Bewegung, die den Naturalismus ablöste: ‚Blütezeit der Romantik' und ‚Ausbreitung und Verfall der Romantik'. Sie trug wesentlich dazu bei, daß die deutsche Literataur wieder nach den tragenden Grundlagen des Lebens suchte, daß Volk und Geschichte, Heimat und Landschaft in ihren überzeitlichen Werten wiedererkannt wurden. Ricarda Huch begann in Opposition zum Zeitgeist. Aber erst mit ihrer späteren Hinwendung zur Geschichte schuf sie, was von ihren Werken bleiben wird. In ‚Die Verteidigung Roms' und ‚Der Kampf um Rom' schilderte sie farbig und leidenschaftlich das Ringen um die Einheit Italiens unter Giuseppe Garibaldi und erhielt dafür 1935 die ehrende Anerkennung des italienischen Staates. Vor dem Ersten Weltkrieg entstand ihre meisterhafte dichterische Darstellung des Dreißigjährigen Krieges ‚Der große Krieg in Deutschland'. Vielen anderen historischen Werken und Dichtungen, wie etwa ihren Lebensbildern deutscher Kaiser- und Reichsstädte ‚Im alten Reich' und ‚Neue Städtebilder', ließ sie 1934 ‚Römisches Reich Deutscher Nation' und 1937 ‚Das Zeitalter der Glaubensspaltung' folgen und wurde 1944 für ihr Gesamtwerk mit dem Wilhelm-Raabe-Preis ausgezeichnet.

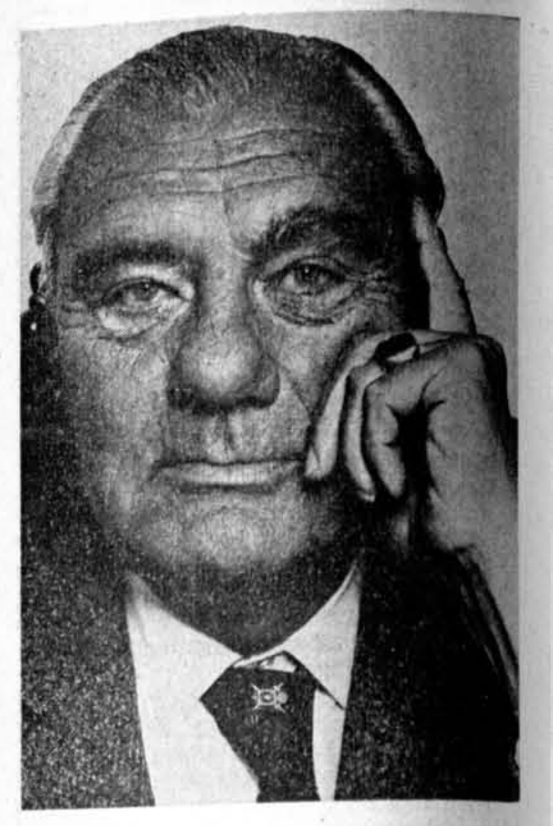
„So war denn das Reich, war Deutschland auseinandergefallen", endete, wie eine Ahnung des Kommenden, ihre Geschichte des ersten Deutschen Reiches. Und wieder war das Reich zerfallen, als im Herbst 1947 der erste deutsche Schriftstellerkongreß nach dem Kriege in Berlin zusammentrat und Ricarda Huch zu seiner Ehrenpräsidentin wählte. Denen, die damals als Vertreter einer Nation zusammengekommen waren, die nicht nur ihre Souveränität und Freiheit, sondern auch ihre geistige Selbständigkeit verloren hatte, erschien die Dichterin als ehrwürdiges Symbol einer Einheit, die bald endgültig zerbrechen sollte: Während sich die Gäste der Deutschen aus Amerika und der Sowjetunion stritten und bekämpften, wurde der Graben ausgehoben, der seitdem mitten durch Deutschland geht.

Noch einmal erhob Ricarda Huch auf diesem traurigen Kongreß ihre mahnende Stimme: Sie sah ein anderes Deutschland vor sich, das ganze Deutschland! Ob man sie verstanden hatte? Vielleicht wird erst eine neue deutsche Literatur Ricarda Huchs letzte Mahnung verstehen und befolgen können: daß die Deutschen in Ost und West ein Volk sind, eine Nation trotz allem.

Dieter Lobwitz

Preußenschild für den „Löwen von Wilna"

Ostpreußen ehren General a. D. Theodor Tolsdorff mit ihrer höchsten Auszeichnung



Tolsdorff: „Man kann alles, wenn man nur will!"

HAMBURG — Der Bundesvorstand der Landsmannschaft Ostpreußen hat dem Generalleutnant a. D. Theodor Tolsdorff in Anerkennung für seine hervorragende Leistung als Soldat bei der Verteidigung seiner ostpreußischen Heimat und für seine von preußischer Pflichterfüllung bestimmte Arbeit in der Landsmannschaft ihre höchste Auszeichnung, den Preußenschild, verliehen.

General Tolsdorff steht als Vertreter seines Heimatkreises Treuburg seit zwei Jahrzehnten in der landsmannschaftlichen Arbeit und gehört seit 1974 dem Bundesvorstand an. Die Verleihung des Preußenschildes nehmen wir gerne zum Anlaß einer Würdigung dieses verdienten Landsmannes.

Zu allen Zeiten, bei allen Völkern wurden stets die Helden des Krieges geehrt, selbst dann noch, wenn ein solcher Krieg verloren worden war. Der „Zweite Große Weltkrieg" endete gerade für die deutschen Soldaten mit einer Bitterkeit, wie sie nie zuvor in der Geschichte unseres Volkes vorhanden war: der Herabwürdigung echten Soldatentums. Dabei wird in jedem Staat, wenn es zum Kriege gekommen ist, dem Soldaten keine andere Wahl gelassen als die, Soldat zu sein und zu kämpfen, notfalls mit dem Einsatz seines Lebens. Den Bitternissen eines verlorenen Krieges folgte 1945 die Bitternis der Herabwürdigung der Soldaten durch die Sieger: Das Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus. Damit sollte selbst echtes Soldatentum politisiert und die Frontsoldaten des letzten Krieges, erst recht ihre militärische Führung, diffamiert werden.

Nur bei uns wohl war es möglich, daß im September 1948 noch der „Vorwärts" über den „Ruhm der Soldaten" schreiben konnte:

„Sie standen in Frankreich und Polen
Sie standen an Wolga und Don
Sie haben geraubt und gestohlen
Und wissen jetzt gar nichts davon.
Das ist der Ruhm der Soldaten
Helden in Saus und Braus
Und alles, was sie taten
Löffeln wir jetzt aus."



1945: Die junge Familie Tolsdorff damals... Foto Privat

Und das, obwohl der bedeutendste Militärsachverständige der Alliierten, der Engländer B. H. Leddell Hart, in der Londoner „Times" erklärte, seine Befragungen in den Ländern Westeuropas hätten ergeben, daß nach den Bekundungen der Bevölkerung die deutsche Armee äußerst korrekt in ihrem Verhalten gewesen sei. „Es ist in der Tat beunruhigend, festzustellen, wie im allgemeinen nachteilig das gewöhnliche Verhalten vieler Mitglieder der Befreiungsarmee mit dem der deutschen Soldaten verglichen wird von denen, welche unmittelbare Erfahrungen hatten." Soweit ein Engländer...

Auch ein Volk im Unglück sollte nicht die Söhne verleugnen, die für es im Kriege kämpften, bluteten und starben, und die Gerechtigkeit gebietet, daß eine echte soldatische Leistung auch nach einem verlorenen Krieg eine Leistung bleibt, die in der ehrlichen Annahme vollbracht wurde, für das eigene Volk die Pflicht erfüllen zu müssen. Echte Tapferkeit darf und muß gewürdigt werden, und die Söhne des Volkes, die seine Helden waren, verdienen unsere Achtung und unseren Respekt. Das ist anderswo nicht anders. Wer aber selbst die Tapferkeit der Soldaten politisch münzen will, stellt sich selbst in Frage. Man würde dann auch schwerlich die Errichtung einer neuen Wehr bejahen können, wenn man es zuließe, daß soldatische Pflichterfüllung im letzten Krieg herabgewürdigt und in einem verzerrten Bild dargestellt wird.

Wenn nachfolgend nun über unseren ostpreußischen Landsmann, den General Theodor Tolsdorff, Träger des Eichenlaubes mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, geschrieben wird, dann erfolgt damit die Würdigung eines Menschenlebens, dessen Tapferkeit im Kriege wie auch heute unsere volle Achtung verdient. Achtung vor dem Einsatz des Lebens, Achtung vor Mut zur Tapferkeit, Achtung vor dem Mut zum Weiterleben. Dieser General Theodor Tolsdorff, 68 Jahre alt, vierzehnmal verwundet im letzten Krieg, ist ein Mann, über den gesprochen werden soll und dessen Leben und soldatische Leistung eine Würdigung verdient. Heute lebt er in Wuppertal als „Pensionär". In einem Gerichtsverfahren, in dem er sich zu verantworten hatte, wurde er nach vielen Instanzen und Verfahren freigesprochen. Es mag ihm Trost sein, daß seine soldatische Leistung bleibt und auch verstanden wird, und daß es längst in aller Welt Verfahren gab, die seine Haltung rechtfertigen. Vor denen, die ihn anklagten.

Wer ist Theodor Tolsdorff? Pensionär, General, Kriegsheld und Träger der höchsten Tapferkeitsauszeichnung des letzten Krieges. Bei aller Verunglimpfung, die ihm nach dem Kriege widerfuhr, sei gesagt: er ist in erster Linie Mensch. Ein bescheidener und liebenswerter, wenn auch harter Mann.

Theodor Tolsdorff wurde 1909 als Sohn eines ostpreußischen Gutsbesitzers bei Lehnharten geboren. Wie es der Tradition entsprach, sollte auch er Landwirt und Erbe des väterlichen Besitzes werden.

Darum studierte Tolsdorff Agrarwissenschaft und arbeitete als Gutsverwalter. Die krisengeschüttelte Landwirtschaft der Dreißiger Jahre auf der einen, doch wohl auch seine wirkliche innere Berufung auf der anderen Seite führten ihn zum Soldatentum: 1934 meldete er sich mit 25 Jahren zur Infanterie, wo er nach zwei Jahren zum Leutnant befördert wurde. Zunächst schien seine Karriere sich in nichts von der seiner Kameraden zu unterscheiden. Bis der Krieg 1939 ausbrach. Aus dem Landwirt Tolsdorff wurde der „tolle Tolsdorff", wie er aufgrund seines Schneids und seines bewiesenen Draufgängertums bald „über den eigenen Haufen hinaus" genannt wurde. Aus dem Leutnant mit einst mittleren Ansichten wurde bald ein General mit höchsten Auszeichnungen. Nach althergebrachten Vorstellungen mit einem für einen General geradezu „sagenhaft jugendlichen" Alter: mit 35 Jahren! Seine soldatischen Führungsqualitäten bewies er bereits im Polenfeldzug, als er an der „Gora Kamienka", einer stark befestigten polnischen Bunkerlinie, eingriff, vor der ein deutscher Angriff zu scheitern drohte. Trotz schweren gegnerischen Infanteriefeuers fuhr Tolsdorff mit seiner Kompanie ungedeckt vor den polnischen Bunkern auf und zermürbte den Gegner mit 3,7-Zentimeter-PAK-Geschützen im Direktbeschuß.

Die erste Kriegstat, der unzählige andere folgten, getreu seiner Devise: „Hart gegen andere, härter gegen sich selbst!" Seine erlittenen Verwundungen entsprechen seinen Einsätzen: Im Kriege gegen Rußland verlor er am Ufer des Ladogasees Ende 1941 den halben rechten Fuß. Am Wolchow traf ihn 1942 ein Schuß in den Kopf. Er überlebte. 1943 holte er sich wieder am Ladogasee einen Bauchschuß. Er überlebte. Daraufhin in die Etappe versetzt, meldete er sich sofort wieder an die Front und hier, 1944 vor Wilna, wurde er für die Truppe zum „Löwen von Wilna". Seine Kampftruppe war eingeschlossen. Eine aussichtslose Sache. So jedenfalls schien es — nicht aber für General Tolsdorff. Der gab nicht auf, erhielt Verstärkung, konnte sich freikämpfen und rettete dadurch mehreren tausend verwundeten Soldaten das Leben, das sonst vielleicht in der Weite Sibiriens und seiner Erbarmungslosigkeit verloren gewesen wäre...

„Und setzte Ihr nicht das Leben ein..." Dem Einsatz seines Lebens auch für seine Soldaten folgte die Anerkennung: Im Juli 1944 wurde Tolsdorff mit 34 Jahren Oberst und im Januar 1945 mit 35 Jahren Generalmajor. General eines verlorenen Krieges. Doch das war nicht seine Schuld. Am 18. März 1945 erhielt er das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, wurde Generalleutnant und Kommandeur des 82. Armeekorps, das im Westen kämpfte. Noch kämpfte.

Hier im Westen ereilte ihn sein Schicksal und vollendete sich seine soldatische Bitterkeit: Anfang Mai des letzten Kriegsjahres hatte sich Tolsdorff vor den anrückenden amerikanischen und französischen Truppen ins Gebiet im Traunstein zurückgezogen. Er folgte seinem soldatischen Eid; eine weiße Fahne der Kapitulation mußte er als Verrat werten, auch wenn hieraus eine harte Konsequenz zu ziehen war, gerechtfertigt aus dem soldatischen Pflichtbewußtsein des Generals.

So ist es in der ganzen Welt und es ist niemals anders gewesen. Man kann heute darüber streiten — es folgten Gerichtsverfahren, die zunächst mit Verurteilung, dann aber mit Freispruch endeten —, aus der damaligen Sicht eines Generals aber und der Sicht soldatischer Pflichterfüllung kann man nicht streiten.

Bis 1947 verbrachte Theodor Tolsdorff in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Dann wurde er entlassen und aus dem General wurde ein Lastwagenfahrer, Busfahrer, Fuhrparkwächter und kleiner Angestellter. Doch der Krieg ließ ihn nicht los: 1952 wurde Tolsdorff wegen des Falles Traunstein verhaftet und zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt. Revision, ein zweites und ein drittes Verfahren, führten schließlich zum Freispruch, wobei ihm der Richter des Traunsteiner Landgerichts, Friedrich Schmidt, bescheinigte: „Er war kein General, der als sengender und brennender Wüterich durch die Gegend gezogen ist." Der Mensch Tolsdorff ist rehabilitiert. Der General Tolsdorff erst recht.

Wenn hier das soldatische Spiegelbild des heutigen Pensionärs zurechtgerückt wird, dann wird einem Manne Gerechtigkeit zuteil, der als Soldat sein Leben wagte und es immer zuerst einsetzte, bevor er es von anderen verlangte. Dem persönlichen Unglück des Krieges folgte weiteres Mißgeschick, indem zu den 14 Kriegsverwundungen noch weitere Unfallverletzungen hinzukamen. Doch ungebrochen ist die Kraft dieses Soldaten und aufrechten Ostpreußen, der sein Leben einsetzte, auf daß ihm gewonnen sei und der der von sich sagt: „Man kann alles, wenn man nur will."

Seiner gedenken mit Stolz seine ostpreußischen Landsleute, vor allem jene seines Heimatkreises Treuburg, denen er auch heute noch in landsmannschaftlicher Arbeit verbunden ist.



... und das Ehepaar Tolsdorff heute (1977)

Foto Sven Simon

Das Geistliche Wort im November

Werner Marienfeld

Totensonntag – Ewigkeitssonntag

Als wir noch zu Hause waren, war der letzte Sonntag im Kirchenjahr der Totensonntag. Nun ist da ein gewisser Wandel geschehen. Der letzte Sonntag im Kirchenjahr ist der Ewigkeitssonntag. Er hat damit seinen Namen und seinen Inhalt wiederbekommen, den er von alters her hatte. Der Totensonntag ist der Sonntag vorher, also in diesem Jahr der 13. November, — und er ist auch zugleich der Volkstrauertag, der Tag, an dem das deutsche Volk seiner Gefallenen und Umgekommenen gedenkt.

Tod und Ewigkeit: Sie gehören irgendwie zusammen, aber die Akzente sind nun an den betreffenden Sonntagen verschieden gesetzt.

Tod, das ist Ende, so radikal, wie die Geburt ein ganz neuer Anfang ist. Und wir alle sind in solch ein radikales Ende mit eingebunden: Uns allen ist hier eine Spanne Zeit zugemessen, ein Stück Weg auf dieser Erde bestimmt, — aber eben — keine Ewigkeit! Wir alle kennen den Anfang dieses Weges, wir können uns auch immer wieder in der Erinnerung das Stück Weg gegenwärtig machen, das wir nun zurückgelegt haben. Wir wissen aber nichts über unseren Weg in unserer Zukunft— und auch nichts darüber, wann unsere Zukunft, die heute noch da ist, nun zu Ende ist. Wir fliehen wie ein Schatten, und es ist kein Aufhalten. So sagt es die Heilige Schrift, und das ist ein sehr realistisches Bild! Kinder versuchen manchmal im Spiel, einen Schatten aufzuhalten; sie sind sehr erstaunt, daß es ihnen nie gelingt. Wir sollten hier nicht staunen, als ob uns hier etwas Seltsames begegne. Der Totensonntag will uns alle nicht nur an unsere Toten erinnern, sondern besonders auch an unseren eigenen Tod, dem wir alle mit jedem Lebensjahr, mit jedem Tag, ja mit jeder Stunde zueilen — und da ist kein Aufhalten! Was da ins Leben drängt, muß auch sterben — und da ist kein Unterschied, weder bei den Menschen noch in der ganzen Kreatur Gottes. Und doch fällt die Entscheidung darüber, was in der Ewigkeit mit dir und mit mir geschieht, hier in dieser Spanne Zeit, die wir Leben nennen, nur hier in diesem unserem verrinnenden und vergehenden Leben — nicht irgendwo anders, und ganz besonders auch nicht irgendwo nach dem Tode. Was ich hier, in dieser mir zugemessenen Zeit meines Lebens tue oder lasse, hat allein-Bedeutung für meine Ewigkeit.

Und Ewigkeit! — Jedes Menschen Leben, auch das des elendensten und erbärmlichsten, ist — ewiges Leben! So wahr wie Gott keinen vergißt, den er nach seinen großen Ordnungen in das Leben treten ließ, so wahr läßt er auch keinen Menschen dem Tode, daß dieser ihn für ewig zerstöre und verderbe! Gott halt den Menschen, jeden Menschen, ohne allen Unterschied aus diesem Tode und seiner zerstörenden Gewalt heraus, stellt ihn vor sein Angesicht und fragt ihn nach seinem Leben. Und hier wird kein einziger von Gott vergessen, auch nicht der, der seine Asche aufs Meer streuen läßt! Denn niemand kann sich so zerstören und niemand kann so zerstört werden, daß Gott ihn nicht mehr sehe und rufe! Hier wird aber auch jedermann Gott Antwort zu geben haben, was er dann mit seinem Leben und in seinem Leben ‚getan' hat, mit Gedanken, Worten und Werken — und je nach seiner Antwort, die Gott freilich schon vor aller Frage an ihn weiß, erhält er nun von Gott seine Ewigkeit — entweder das ewige Leben in der Gemeinschaft mit Gott und seinem Sohn Jesus Christus oder das ewige Leben in der Ferne von Gott. Es gibt eben nicht nur den Himmel, sondern auch — die Hölle, als den Ort, da Gott nicht mehr sein will!

Christen wissen um diese Realitäten, die Gott gesetzt hat. Sie nehmen den Tod durchaus ernst, aber sie wissen, er wird von Gott selbst in die Auferstehung von den Toten gewandelt, genauso wie Gott den Tod des Sohnes in die Auferstehung gewandelt hat, und Gott hat ihnen auch das ewige Leben als das Erbteil der Heiligen im Licht zubereitet. So verliert der Tod seinen Stachel und die Hölle als die ewige Gottesferne ihren Sieg. „... und wird auch uns auferwecken durch seine Kraft!" (1. Korinther 6, Vers 14) — und in seine Ewigkeit bringen.



Auf einem alten Friedhof — Foto Löhrich

Silke Steinberg

In diesen grauen Tagen ...

November. Bizarr ragen die kahlen Äste der Bäume in einen trüben Himmel. Schwere Regenwolken haben Mühe, über die hohen Häuser der Stadt zu streifen, Nebelschwaden steigen über Feld und Wald. Vereinzelt faulen letzte gelbe Blätter am Wegesrand. Ein kurzer, aber heftiger Regenschauer spült auch sie fort, und mit ihnen gehen die letzten Lichtpunkte, die die Natur zu dieser Jahreszeit noch zu bieten hat. Ein Jahr voll glücklicher Augenblicke, aber auch voll Schrecken neigt sich dem Ende. Die Natur feiert ihr Totenfest. Sie hat ein Trauerkleid angelegt, um Kraft zu schöpfen für einen langen Winter, für ein neues Jahr.

Auch wir Menschen sind in diesen Tagen des November ruhiger, besinnlicher und vielleicht ein wenig traurig gestimmt. Auch wir wollen Kraft schöpfen für eine Zukunft, die für uns noch im Dunkel liegt.

Gerade in diesen Tagen, da die Natur alles Lebendige verbannt, wird uns wieder einmal mehr deutlich, wie vergänglich alles ist auf dieser Erde. Unsere Gedanken wandern still zurück, da die Lieben, die uns nahestanden, noch unter uns weilten. Wenn wir die Toten in den Kreis unseres Denkens und Handelns einbeziehen, dann wird auch uns bewußt, daß wir nicht von Ewigkeit sind. Auch unsere Stunde wird einmal kommen. Aber sollten wir uns davor ängstigen? Sollten wir nicht vielmehr mit Zuversicht auf einen Ort schauen, zu dem uns viele unserer Lieben bereits vorangegangen sind?

Es sind viele geworden, derer wir in diesen Tagen gedenken. Zwei grausame Kriege, die Vertreibung aus der Heimat haben ihre Opfer gefordert. Unzählige Menschenleben wurden erbarmungslos hinweggerafft, und nicht nur die Alten und Müden unter uns, die schon auf ein erfülltes Leben blicken konnten, mußten den Weg in die Ewigkeit antreten. Der Sturm, der damals über uns hinwegbrauste, nahm auch junges und hoffnungsvolles Leben unbarmherzig mit sich.

Groß ist die Zahl derjenigen, die das Wasser der Ostsee mit sich gerissen, die Afrikas feiner Wüstensand und die Schneemassen in der Weite Rußlands unter sich begraben haben. Uns als Lebenden ist es aufgegeben, die Toten in Ehren zu halten und die Erinnerung an sie niemals verblassen zu lassen.

Das Rad der Zeit läßt sich nicht zurückdrehen. In einer Stunde der stillen Besinnung aber werden wir erkennen, daß nichts umsonst ist in unserem Leben. Jeder einzelne von uns hat eine Aufgabe zu erfüllen. Mag sie uns auch manchmal noch so unbedeutend erscheinen, an der Bewältigung dieser Aufgabe werden wir einst gemessen. Manch ein Mensch wird sich in diesen grauen Tagen fragen, ob er nicht seinem Leben selbst ein Ende setzen sollte. Einsam und verlassen sehen sie sich einer Zukunft gegenüber, mit der sie nicht fertig zu werden glauben. Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung prägen das Bild ihres Alltags. An jedem einzelnen von uns nun liegt es, ob wir diesen Menschen die Hoffnung zurückgeben können, ob wir ihnen eine Aufgabe geben, damit ihr Leben wieder lebenswert wird.

So wie die Natur mit letzten bunten Blättern und schimmernden Beeren Lichter setzt in diese graue Zeit, so tragen auch wir Menschen stets einen Funken Hoffnung in uns, den es gilt weiterzugeben. Denn von fern leuchtet schon wieder der Stern von Bethlehem ...

Geo Grimme

Meister des Sterbens

Wenn das Haus fertig ist, kommt der Tod." Zu wenig Zeit, sich daran zu freuen, meint das Sprichwort, zu wenig Zeit, die Erfüllung aller Lebensbemühungen zu genießen.

Zu wenig: sollte das Gewissen uns plagen angesichts unserer Gräber.

Blumen und Tränen helfen den Toten nicht mehr; viel mehr hätten sie sich gefreut, wenn sie diese Zeichen der Wertschätzung und Sympathie gespürt hätten.

Zu wenig Liebe — das bohrt an diesem Tage am Herzen.

Ein 80jähriger ostpreußischer Pfarrer hatte als Kernwort seiner Gemeindearbeit (in großer Schrift über seinem Schreibtisch):

„Schenkt Blumen der Liebe zur Lebenszeit und bewahrt einander vor Herzeleid."

Zu wenig Ewigkeitsatem; das geht jeden von uns unbedingt an. Wer arbeitet schon an seinem Tod wie Rilke es beklagt? Wer es nicht getan hat, dem ist der Nachruf „nach einem erfüllten Leben" eine letzte Lebenslüge.

Wer „seine Heimat nicht im Himmel sieht" (Phil. 3.20), hat eigentlich sinnlos und ziellos gelebt. Ohne etwas Unzerstörbares ist alle Arbeits- und Lebensleistungen für das Nichts programmiert.

Mögen viele zeitgenössische Schreiber auch so argumentieren („aus dem Nichts — in das Nichts"), edle Heiden früher ahnten es schon richtiger: „Auch das Sterben ist eine von den Aufgaben unseres Lebens" (Marc Aurel). Es sollte bald nach der Lebensmitte beginnen, so raten die Therapeuten, damit uns nicht die seelische Leere überwältigt, die sich in so mannigfachen Neurosen äußern kann.

„Ich bedaure nur zwei Dinge: nicht besser für mein Seelenheil gesorgt zu haben und sterben zu müssen, wo ich eben anfange, in meiner Kunst die ersten Worte zu stammeln" (Michelangelo).

Vom Dasein — zum Dortsein ... das ist die echte Lebensqualität. „Leben wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendsten aller geschaffenen Wesen" (Wilhelm von Humboldt).

So tröstet nur das Todesmysterium, wenn das Sterben und der bejahte Tod nicht nur der Lebensbeender, viel mehr aber der Lebensvollender wird.

Den Termin hat jeder vor sich, und mancher hat eine Sterbeversicherung abgeschlossen, aber er meint das Sterben ja gar nicht, sondern den Tod. Und Todesversicherung ist doch nur eine Versicherung für die Lebenden, die bleiben. Die holen das Geld ab. Wir selbst sind dann nicht mehr hier.

Wie richtig steht auf dem Grabmal eines römischen Ritters in S. Sabina auf dem Aventin: „Damit er beim Sterben das Leben habe, lebte er wie einer, der sterben wird" (ut moriens viveret, vixit ut moriturus). Aber wie wenig ...

Zu wenig Ewigkeitsfreude haben wir uns erhalten. Wer betet und bittet noch viel um die Sterbekräfte Christi?

Unsere Ahnen früher freuten sich auf den sonntäglichen Gottesdienst, weil er sie lehrte, „Meister des Sterbens" sein zu können und dem Tod tapfer entgegensehen zu können und wenn er naht, singen und summen zu können: „Komm — süßer Tod."

„Wie der Sonntag, so dein Sterbetag!"

Wenn schon die Philosophie die Kunst ist, Sterben zu lernen (Jaspers), so ist der durchgeglaubte Katechismussatz vom ewigen Leben die herrliche Aussicht am Totengedenktag.

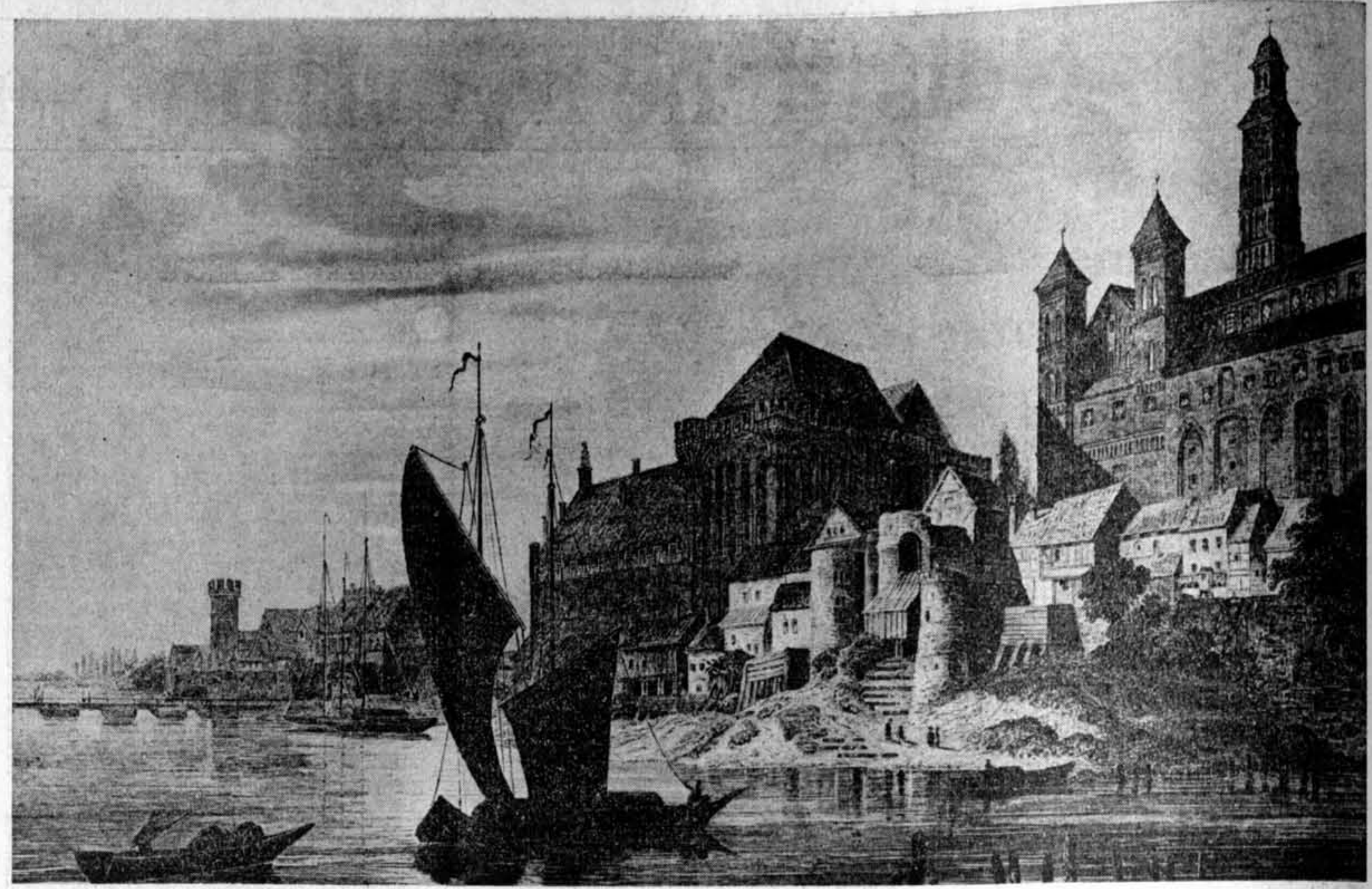
Gott senkte die Sehnsucht nach der Ewigkeit in unser Herz. Vielleicht ist dieser angeblich dunkle Tag sogar ein Freudenfest.

Schwarzes Kreuz auf weißem Mantel (IV):

Führende Rolle der Gildekaufleute

Der Handel des Deutschen Ritterordens und die Hanse / Von Hans-Georg Tautorat

In einem neuen Licht erscheint der Deutsche Orden, wenn er uns nicht nur als politische Macht im nordöstlichen Europa der damaligen Zeit, sondern auch als Handelsmacht gegenübertritt. Insbesondere die geordnete Verwaltung dieses einmaligen Staates und das Ergebnis der städtischen und ländlichen Siedlung ermöglichten den Anschluß Preußens an den Fernhandel, der durch die Kaufleute der Hanse Ost- und Westpreußen miteinander verband. Der weitgestreute Ordensbesitz, die Vielfalt der politischen und kulturellen Aktivitäten des Ordens sowie seine weitverzweigten wirtschaftlichen Kontakte spiegeln sich in einer großen Anzahl von eindrucksvollen Quellen wider. Zahlreiche Zeugnisse handelspolitischer und wirtschaftlicher Art sind noch heute — außer in anderen Archiven — auch in den Beständen des Staatlichen Archivlagers Preußischer Kulturbesitz in Göttingen, Staatsarchiv Königsberg, erhalten. Sie bringen uns den geschichtlichen Zusammenhang nahe, der das historische Geschehen des Ostseeraumes und darüber hinaus des nördlichen Europa wesentlich prägte.

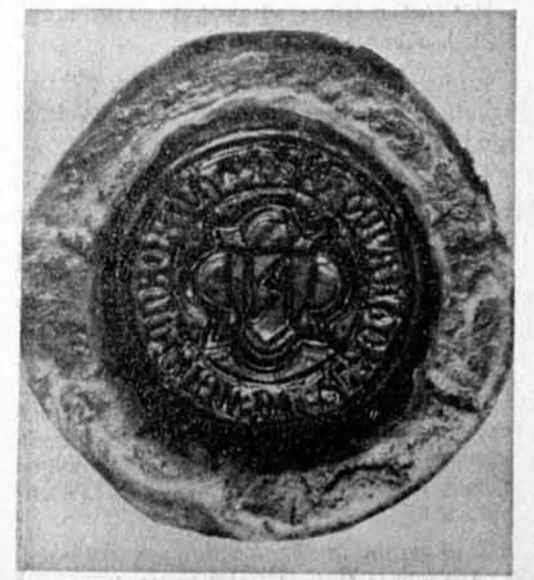


Die Marienburg: Sitz eines Großschäffers Aus „Romantische Reise durch den historischen deutschen Osten"

Mit dem noch heute lebendigen Namen „Hanse" waren zunächst nur solche Genossenschaften von Gildekaufleuten bezeichnet worden, die besondere Privilegien in Ländern außerhalb des Reiches besaßen: Die Kölner in London, die Bremer und Lübecker im flämischen Brügge und norwegischen Bergen sowie vor allem die „Korporation der Gotland fahrenden Kaufleute des Römischen Reichs" auf der großen Ostseeinsel. Als sich die Gildekaufleute mehr und mehr in den Verband ihrer Städte einfügen mußten, übernahmen diese ihre Privilegien und verbanden sich untereinander zu ihrer Erhaltung, nachdem sie schon gelegentlich handelspolitische Städtebünde, etwa zur Münzregelung, geschlossen hatten. Eine führende Rolle nahmen zuerst die Gildekaufleute des westfälischen Soest ein. Mit ihren Stadtgründungen in Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und Schlesien gelang es ihnen, die Länder mit ihren reinen Ackerbaustädten wirtschaftlich aufzuschließen.

Über all dies reichen See- und Landstädte erhob sich dank seiner unvergleichlichen zentralen Lage Lübeck. Gefördert durch Heinrich den Löwen, 1226 Reichsstadt, übernahm es 1299 das wichtigste hansische Kontor in Wisby auf Gotland und machte den Reichsadler seines Wappens zum Symbol der Hanse überhaupt. Kaiser Karl IV. hatte, als er dort 1375 zu Besuch weilte, Lübeck als gleichberechtigt mit Rom, Venedig, Pisa und Florenz genannt, weil nur die Abgesandten dieser fünf Städte Zutritt zum kaiserlichen Rat hatten.

Die Hansegenossenschaft blieb immer ein lockerer Bund mit wirtschaftlichen Zielen, derentwegen man aber auch die politischen und kriegerischen Mittel anwandte. Gegen Seeräuber und Raubritter wurden — wie wir am Beispiel Gotlands noch sehen werden — Kriegsschiffe und Truppen ausgerüstet, und auch erpresserische Zollstätten versuchte man niederzuzwingen. Erst im 14. Jahrhundert fanden sich etwa 100 Hansestädte in landschaftlichen Gruppen, den sogenannten Quartieren, zusammen: Das rheinisch-westfälische Quartier unter Köln, Soest, Dortmund und Münster, das (nieder-) sächsische unter Goslar und Magdeburg, das wendische unter Lübeck, Hamburg, Lüneburg und Stralsund, das preußische unter Danzig, Elbing, Thorn, das livländische unter Riga, Dorpat und Reval. Der Handel reichte von dem flämischen Brügge bis zu dem russischen Nowgorod.



Siegel des Großschäffers
Original im Staatlichen Archivlager, Göttingen

Wenden wir den Blick den preußischen Verhältnissen zu.

Nur die größeren preußischen Städte gehörten dem hansischen Städtebund an. Seit 1356 erschienen sie als geschlossene, einflußreiche Gruppe regelmäßig auf den damals neu eingeführten Hansetagen, worin ihnen die livländischen Städte seit 1359 folgten. Es kann davon ausgegangen werden, daß die Projektierung und Gründung von Danzig und Elbing, wahrscheinlich auch von Königsberg, ohne das Interesse Lübecker Kaufleute nicht denkbar wäre. Zusammen mit Kulm, Thorn und Braunsberg bildeten diese Städte eine Gemeinschaft am Handel interessierter Genossenschaften, die mit anderen Kaufleuten und Städten rund um die Ostsee in Verbindung standen. Während der Hochmeister neutral blieb, gehörten diese preußischen Handelsstädte, unter denen nur Danzig, Thorn und Elbing einen wirklich bedeutenden Fernhandel betrieben, zur Kölner Konförderation des Jahres 1367, die den siegreichen Kampf mit Waldemar IV. von Dänemark vorbereitete. Das Preußenland fügte sich im ausgehenden 13. Jahrhundert in ein politisch-ökonomisches Spannungsfeld ein, das den ganzen Ostseeraum und die nordeuropäischen Handelszentren umfaßte. In diesem Spannungsfeld haben sich der Orden und die unter seinem Schutz und seiner Herrschaft stehenden preußischen Hansestädte immer wieder um die Einheitlichkeit ihres politischen Handelns bemühen müssen.

Vom Mittelmeer her war der Orden mit der See vertraut. Der Nachschub nach Preußen ging zwar meist zu Lande vor sich, denn die christlichen Länder, auch Polen, gestatteten den Kreuzfahrern den Durchzug. Aber auch der Seeweg nach Preußen wurde benutzt; noch mehr traf dies für Livland zu, das, wie man sich ausdrückte, „aufgesegelt", also über See erschlossen wurde. Auch die Binnenwasserstraße luden zur Schiffahrt ein. Im Jahre 1236 operierten auf dem Frischen Haff zwei Schiffe, „Pilgrim" und „Friedland", das sind die ersten bekannten preußischen Schiffsnamen.

Die Beziehungen des Deutschen Ordens zur Hanse beruhten nicht nur auf der Herrschaft über preußische Hansestädte, auf den Verbindungen zu den Hansestädten im Reich. Auch der Orden selbst nahm Anteil am Handel Preußens. Durch die Mengen der Abgaben an Naturalien wurde er ursprünglich dazu gedrängt. Die Vorräte an Getreide in den Speichern waren zu groß, als daß sie verbraucht werden konnten. Es lag daher nahe, diese Ware zu verkaufen und an dem Gewinn teilzunehmen. Das Privileg von Papst Urban IV. vom 1. Oktober 1263, auf das sich der Orden dabei stützte, gestattete ihm, in allen Ländern seine Waren zu verkaufen und fremde zu kaufen, allerdings durfte dies nicht aus Gründen des Handels geschehen.

Die Diskrepanz zwischen der Vorschrift Urbans IV. und der Praxis des Ordens ist bereits mehrfach beobachtet worden: Der über den eigenen Bedarf hinausgehende Handel des Ordens wird ausdrücklich untersagt.. So hat Karl Sattler ein Privileg des Papstes Alexander IV. vom 6. August 1257, das die Klausel „dummodo id causa negotiandi non fiat" nicht, sonst aber den gleichen Wortlaut wie das Privileg Urbans aufwies, als Fälschung des Ordens angesehen. Später hat dann Max Hein die Echtheit auch dieses Privilegs aus diplomatischen Erwägungen wahrscheinlich gemacht. Hein erklärte, daß die Erweiterung der Urkunde von 1263 nur „eine genauere Formulierung" der Genehmigung von 1257 darstellte. „Der Orden durfte fremde Waren verkaufen, um seiner Armut abzuhelfen, er durfte aber nicht mit Waren fremder Produktion Handel treiben und hierdurch Gewinn erzielen. Er sollte also auf den Umkreis beschränkt bleiben, in dem sich der Eigenhandel der Klöster durch den Verkauf der über den Eigenhandel hinausgehenden Überschüsse entwickelt hatte."

Der Ordenshandel entwickelte sich zusammen mit der Hanse. Über die frühe Zeit sind wir nur spärlich unterrichtet. Die älteste Handelsrechnung aus der Kanzlei des Großschäffers zu Königsberg stammt aus dem Jahre 1356. Die Fragmente geben interessante Aufschlüsse über den Handel des Ordens um die Mitte des 14. Jahrhunderts, der offenbar bereits die wesentlichen Elemente des späteren Handels aufweist. Neben Tuchen aus Kortryk, Maubeuge, Poperingen, Ypern, die nach Osten gingen, stehen Bernstein, Pelz und Seide, die im Westen abgesetzt wurden. Die Rechnung läßt trotz der Erwähnung „chinesischer Seide" keinen Rückschluß auf den Handelsweg dieses Gutes zu.

Erst aus den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts und den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts haben sich eine Reihe von Rechnungsbüchern erhalten. Aus ihnen und dem sonst in den Briefen enthaltenen Material können wir uns ein Bild über die organisatorischen und personellen Verhältnisse sowie über den Handelsbetrieb und die Handelswaren machen. Dabei wird auch deutlich, daß der Orden als Landesherr und seine Untertanen in den preußischen Städten parallel zueinander mit den gleichen Waren handelten. Orden und Hanse erreichten gleichzeitig im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts den Höhepunkt ihrer Entwicklung.

Der Deutsche Orden verfügte über eine durchgebildete Handelsorganisation, in der Ordensbrüder als Beamte tätig waren. In mehreren Häusern des Ordens gab es Schäffer. Aus dieser Gruppe hoben sich die Schäffer auf der Marienburg und in Königsberg heraus, deren Handelstätigkeit — bei dem einen mit Getreide, dem andren mit Bernstein — von besonders großem Umfang war. Sie wurden daher als Großschäffer bezeichnet. In der Regel waren sie Ritterbrüder des Ordens; zu einem kleineren Teil stammten sie aus dem städtischen Patriziat des Ordenslandes. Sie gehörten damit zur niedrigeren Stufe der Sariantbrüder. Der Großschäffer zu Marienburg stand unter der Oberaufsicht des Großkomturs und des Ordenstreßlers, der zu Königsberg unter der des Obermarschalls.

Die Geschäfte der Großschäffer bestanden darin, die im Ordensbesitz befindlichen Produkte des Landes zu verkaufen, nach anderen Ländern zu versenden und von dort andere Waren zu beziehen. Wie gesagt, geschah dies nicht nur, um den Eigenbedarf zu decken, sondern auch zum Zwecke des Wiederverkaufs, so daß der Orden auch als Zwischenhändler auftrat. Die Großschäffer führten ein eigenes Siegel. Bezeichnend für ihre Aufgabenstellung war, daß sie als Wappenbild eine Handelsmarke führten, wie sie bei den Kaufleuten der damaligen Zeit allgemein üblich war. Die Handelsmarke diente insbesondere zur Kennzeichnung der von ihnen versandten und für sie bestimmten Waren.

Die am 23. Juni 1433 in Elbing ausgestellte Urkunde, in der Jost Strupperger, der Oberste Marschall des Deutschen Ordens, dem Michel Tossenfelder das Amt des Großschäffers von Königsberg übergibt, enthält nicht nur einen Hinweis auf Außenstände der Großschäfferei, die in Flandern, in Lübeck und Danzig einzuziehen waren, sondern nennt auch verschiedene Waren, die dem Ordengehörten: In Flandern 21 Schiffsmasten und eine Rah, in Danzig Weizen und Roggen. Die Urkunde wurde links vom Marschall und rechts vom Großschäffer besiegelt. Neben den Großschäffern läßt sich nur noch beim Schäffer des Hochmeisters, Hermann von Alen, ein Siegel nachweisen, ihr als Papiersiegel zum Verschluß eines Briefes überliefert. Das Verschlußsiegel trägt die Umschrift: S (IGILUM) PROCURATORIS MAGISTRI GENERALIS.

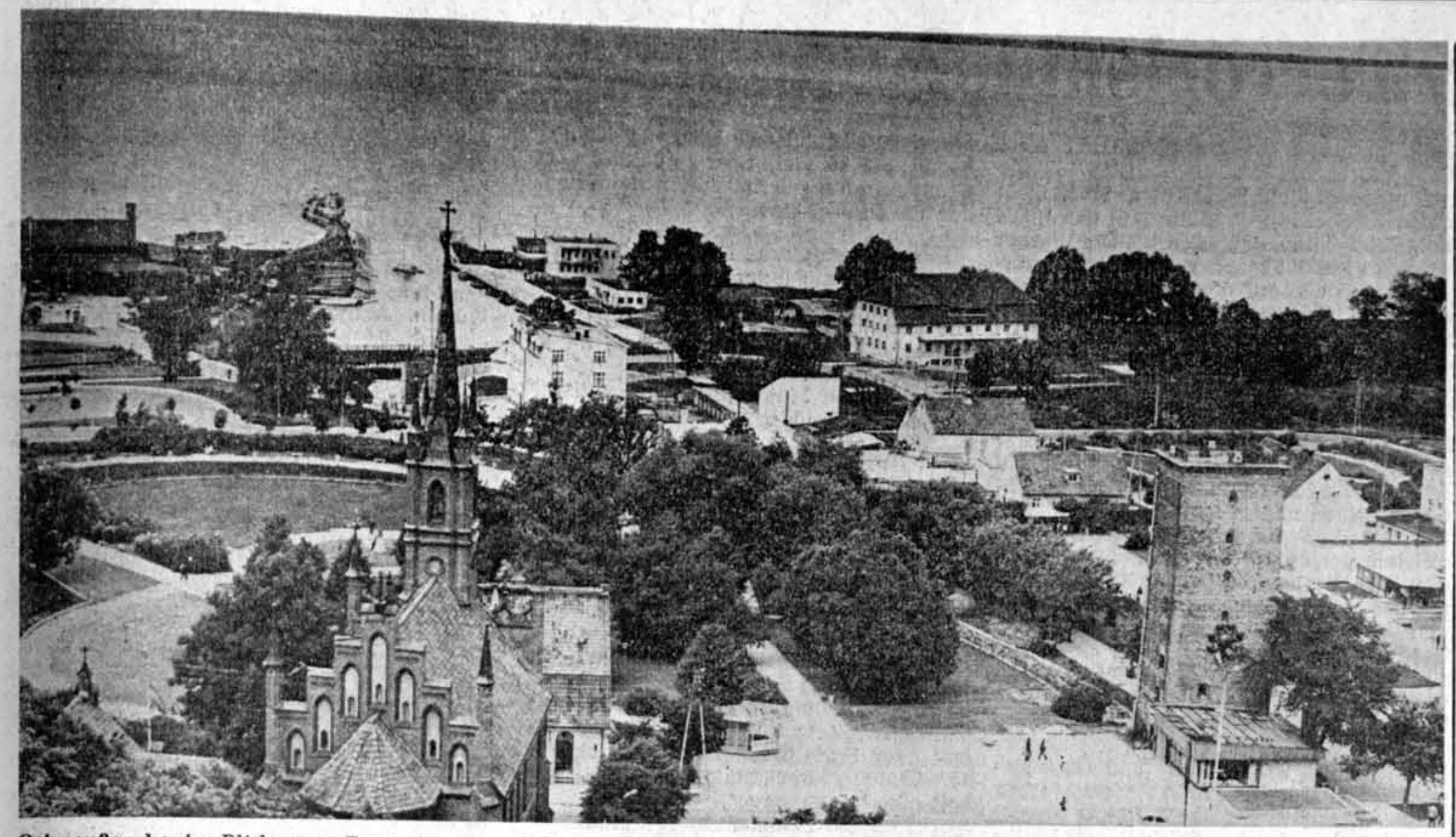
Vorabdruck aus

„SCHWARZES KREUZ AUF WEISSEM MANTEL"

Die Kulturleistung des Deutschen Ordens in Preußen

Von Hans-Georg Tautorat

208 Seiten, 11 Abbildungen, kartoniert, 10,80 DM, Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft, Hamburg, 1977.



Ostpreußen heute: Blick vom Copernicusturm in Frauenburg auf evangelische Kirche, Hafen, Frisches Haff und Frische Nehrung

Königsberg meldete bereits den ersten Frost

So war das Wetter im Oktober in Ostpreußen — Von Diplom-Meteorologe Wolfgang Thüne

Eines der wichtigsten und gefürchtetsten Wetterelemente im Herbst ist der Nebel. Was Regen, Sturm, Gewitter, Hagel, Schnee und Glatteis nicht schaffen — dichter Nebel kann nahezu den gesamten Verkehr zu Lande, zu Wasser und in der Luft zum Erliegen bringen.

Eine ganz besondere, eine anthropogene Art von Nebel ist der Smog, eine Zusammensetzung der englischen Wörter smoke (Rauch) und fog (Nebel). Er tritt besonders in Städten und Regionen mit starker Industrie auf und ist ein Gemisch von Rauch und Nebel. Dies passiert, wenn Luft längere Zeit über einem Gebiet stagniert, eine Inversion oder Temperaturzunahme mit der Höhe einen vertikalen Luftaustausch verhindert. Dann können sich in den bodennahen Luftschichten die Abgase von Verkehr, Hausbrand und Industrie anhäufen bis zu gesundheitsschädlichen Konzentrationen. Die berüchtigste Smogkatastrophe raffte 1952 in London 4000 Menschenleben dahin.

Der 1. Oktober jedoch war ausgesprochen nebelfeindlich. Über Südschweden lag ein Sturmtief, das in der Deutschen Bucht Windgeschwindigkeiten bis 64 Knoten (Windstärke 12) hervorrief. In unserer Heimat war es mit mittleren Windgeschwindigkeiten um 20 Knoten nicht so stürmisch. Bei bedecktem Himmel und zeitweiligem Regen erreichten die Mittagstemperaturen 12 Grad. Am Morgen des 2. kündigte sich mit Schauern und Gewittern bei 8 Grad Lufttemperatur der Einbruch von höhenkalter Luft an. Der Sturmwirbel hatte unter Abschwächung Estland erreicht und lenkte auf seiner Rückseite einen Schwall skandinavischer Kaltluft nach Süden. In Bodennähe konnte sich die Kaltluft kaum durchsetzen und nur am 3. blieben die Temperaturen unter 10 Grad. Danach setzte sich wieder eine lebhafte Westströmung durch und sorgte für wolkenreiches, regnerisches, aber auch recht mildes Wetter.

Unter dem Einfluß eines Zwischenhochs über dem Baltikum sowie einem umfangreichen Tiefdruckwirbel westlich Frankreichs setzte am 6. vom Balkan her ein Warmluftvorstoß nach Norden ein. Die Warmluft erreichte am 7. unsere Heimat und ließ nach örtlichem Frühnebel bei aufgelockerter Bewölkung die Temperaturen auf 15 Grad klettern. Am 8. meldete mittags Elbing bei wolkenlosem Himmel 19 Grad Wärme. In Danzig hatte sich der Nebel noch nicht ganz gelichtet, hier waren nur 14 Grad. Auch die nächsten Tage bescherten wolkenlosen Himmel und gleiche Temperaturen. In Ostpreußen wurden die 20 Grad nicht erreicht, dagegen erreichten Kolberg und Stolpmünde an der pommerschen Ostseeküste 22 und Liegnitz in Schlesien gar 25 Grad.

Am 11. setzte sich dann wieder feuchte atlantische Luft durch. Bei Temperaturen um 12 Grad war es trüb und regnerisch. Ein Zwischenhoch brachte vorübergehend Wetterberuhigung und etwas Sonnenschein, bevor am 13. erneut ein Tiefausläufer Ostpreußen überquerte. Die Mittagstemperaturen bewegten sich jahreszeitgemäß zwischen 9 und 13 Grad und auch nachts war es mit 10 bis 6 Grad noch mild. Am 15. erfaßte dann ein von Finnland über das Baltikum Richtung Weißrußland und Ukraine ziehendes Hoch unsere Heimat. Man merkte es bereits morgens. Königsberg meldete um 7 Uhr nur 1 Grad, während es in Danzig noch 6 Grad waren. Auch die Mittagstemperaturen erreichten nur 7 Grad. Am 16. meldete Königsberg mit minus 2 Grad den ersten Frost.

Inzwischen war das Hoch über der Ukraine angelangt und verlagerte sich weiter Richtung Balkan. Damit drehte in Ostpreußen der Wind auf Süd und bei sonnigem Wetter stiegen nach morgendlichem Nebel die Temperaturen am 18. nochmals auf 15 Grad. An den nächsten beiden Tagen vermochte die Sonne den Nebel nicht zu beseitigen, die Temperaturen blieben unter 10 Grad. Das Wetter wurde nun unberechenbar. Am 21. heiterte es auf, am 22. meldete Elbing wieder Nebel mit 6 Grad, am 23. heiteren Himmel und 15 Grad. Auch am 24. war es nochmals sonnig und sehr mild. Dann verstärkte sich wieder die Nebelneigung etwas und die Sonne vermochte nur selten die kompakten Stratus- oder Stratocumuluswolken zu durchbrechen. Die Temperaturen bewegten sich zwischen 8 und 6 Grad in der Nacht und 10 bis 12 Grad am Tage. Dieses spätherbstliche gleichförmige Hochdruckwetter dauerte bis zum Monatsende.

Zieht man Bilanz, so zeigte sich der Oktober von seiner freundlichen Seite. Er war im Mittel um 1 bis 2 Grad zu warm. Nur in zwei Nächten sank die Thermometersäule etwas unter Null.

Der erste Frost wurde in Königsberg am 16., d. h. acht Tage vor dem mittleren Eintrittsdatum des ersten Frostes, gemessen. Schnee fiel keiner, das mittlere Eintrittsdatum liegt auch erst am 29. Oktober, wenn auch schon einmal im Jahre 1912 am 4. Oktober Schnee fiel. Die 19 Grad stellen auch keinen Rekord dar. Dieser liegt im Oktober bei 25,1 Grad in Königsberg und bei 23,2 Grad in Treuburg.

Wolfgang Thüne

Nur zwei Bedienstete des Kreises

Einst war Wittigwalde im Kreis Osterode Sitz des Landrats

In der Nähe der Stadt Hohenstein im Kreise Osterode liegt Wittigwalde. Das Gut dieses Namens wurde in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen aufgeteilt und es entstanden hier zahlreiche neue Siedlungen. Jetzt hat man dem Ort den Namen Wigwald gegeben. Wenn die Polen auch den meisten Orten im Kreise Osterode, wie überall, neue polnische oder ins Polnische übersetzte Namen gegeben haben, so ist es doch bemerkenswert, daß die deutsche Endung „wald" verhältnismäßig oft erscheint, so bei Peterswalde = Pietrzwald (Pietrz = Peter), bei Dietrichswalde = Gietrzwald (gietrz = Dietrich) und Tillwalde = Tylwald.

Die eingangs erwähnte Ortschaft Wittigwalde war einmal Sitz eines Landratsamtes, nicht des Kreises Osterode, sondern des alten Mohrungschen Kreises, zu dem bis zum 1. Februar 1818 auch das Gebiet des späteren Kreises Osterode gehörte. Landrat des Mohrungschen Kreises war von 1777 bis 1813 Andreas Köhn von Jaski (1743 bis 1813), der sich im Jahre 1785 das Gut Wittigwalde kaufte. In den meisten ostpreußischen Landkreisen war es bis zu den Befreiungskriegen üblich, daß sich die Kreisschreiberei, also das Landratsamt, meistens bei dem jeweiligen Landrat befand, wenn dieser eine Begüterung im Kreise hatte. In der Kreisstadt war das „landrätliche Offizium" im allgemeinen nur untergebracht, wenn der Landrat, weil er keinen Besitz im Kreis hatte, auch dort wohnte. Als Jaski Wittigwalde erwarb, nahm er auch nach dort das landrätliche Büro mit. Das war nicht sehr groß, denn außer dem Kreisschreiber und dem Kreisboten werden wohl kaum weitere Bedienstete in Wittigwalde vorhanden gewesen sein.

Kreissteuereinnehmer gab es in den Städten Mohrungen, Saalfeld und Hohenstein. Der Kreisausreuter — wohl der Exekutivbeamte des Landrats — wohnte in Mohrungen. Mit einem Exekutivbeamten konnte der Landrat auskommen, weil es damals üblich war, bei Zwangsmaßnahmen in Verwaltungsangelegenheiten das Militär heranzuziehen. Wenn man die heutigen großen Verwaltungsgebäude der Kreise sieht, kann man es kaum verstehen, wie damals ein Landrat mit einem so geringen Personal und Büroraum auskommen konnte. Während des Krieges 1806/07 hatte der Mohrungsche Kreis stark unter den kriegerischen Ereignissen zu leiden. Sämtliche Ortschaften des Kreises waren während dieser Zeit stark mit Truppen belegt und erlitten durch die ständigen Lieferungen für die Truppen großen Schaden.

Nach dem Krieg beschäftigte man sich wieder mit einer Verbesserung der Kreiseinteilung. Diese neue Regelung kam aber zunächst nicht zur Durchführung und man beschränkte sich darauf, die einzelnen Kreise in sogenannte landrätliche Gehilfenkreise einzuteilen, an deren Spitze ein landrätlicher Assistent (auch Kreisassistent genannt) oder ein Kreisdeputierter unter dem Landrat stand. Landrätlicher Assistent in Osterode wurde Wilhelm Leopold Köhn von Jaski, ein Sohn des vorgenannten Andreas von Jaski, der vorher Offizier gewesen war. Am 1. Februar 1818 trat dann die neue Kreiseinteilung in Kraft. Dieser Tag ist als der Anfang einer eigenen Verwaltung des Kreises Osterode anzusehen. Aus dem alten Mohrungschen Kreis wurden die Kreise Mohrungen, Pr.-Holland und Osterode gebildet. Die Städte hatten bis 1809 besonderen steuerrätlichen Kreisen angehört. Bei der Auflösung dieser steuerrätlichen Kreise wurden die Städte Osterode, Liebemühl, Hohenstein und Gilgenburg dem Landkreis Osterode zugeteilt. Landrat dieses Kreises wurde der bisherige landrätliche Assistent Wilhelm Leopold Köhn von Jaski, der den Kreis nicht mehr von Wittigwalde, sondern von der Kreisstadt Osterode bis zum Jahre 1844 aus verwaltete.

Erwin Gutzeit

Freiheit oder Terrorismus?

Als Mitleser Ihrer Wochenzeitung (meine Nachbarin ist Ostpreußin) bin ich immer wieder erstaunt über die Klarheit und eindeutige Haltung Ihres sehr geschätzten Blattes. Als Nichtostpreußen interessiert mich naturgemäß hauptsächlich der allgemeine politische Teil, wie er sich auf den ersten Seiten darbietet. Ich muß schon sagen: der ist klar und geht unter die Haut...

Im Hinblick auf die Terrorszene stellte Helmut Schmidt kürzlich vor den Genossen in Hamburg fest, daß vieles, was in der SPD hin und her diskutiert werde, in der Tendenz dem anarchistischen Liberalismus gleichkomme. Mit dieser merkwürdigen Begriffskombination, in welcher Ursache und Wirkung des atheistischen Freiheitsbegriffes enthalten sind, wirft Helmut Schmidt — gewollt oder ungewollt, das kann dahingestellt bleiben — die Frage auf, nach welchem Maßstab die Freiheit, die der Bürger meint, zugeteilt werden muß, damit sie nicht in Anarchie und Terror umschlägt. Das ist auch eine Frage nach der ethisch-moralischen Basis, auf der sich jede Staatsautorität aufbaut.

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur auszugsweise veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Ohne feststehende, aus der Geschichte entwickelte und auf geschichtlicher Erfahrung beruhende Grundwerte, die weder übergangen, verbogen, noch unterlaufen werden dürfen, ist auf die Dauer kein demokratischer Staat regierbar. Daß diese Grundwerte von Liberalsozialisten mißachtet, gebeugt und unterlaufen sind, steht außer Zweifel (§ 218, Elternrecht usw.). Die Folgen beweisen, daß es so ist. Die Warner wurden zynisch abgeschmettert. Der abwertende Hinweis auf den Liberalismus aus dem Munde Schmidts läßt ahnen, daß im Streit um den Schuldanteil an den unübersehbaren Folgen noch einiges zu erwarten ist.

Mit Überraschungen in dieser Richtung kann man auch bei Hans Dietrich Genscher rechnen, der als Vorsitzender der FDP auf dem saarländischen Parteitag scharfe Kritik an seinen mißratenen Judos übte. Daß sich Genscher von der Brutalität der Terroristen persönlich betroffen fühlt, kann man ihm abnehmen. Wenn er aber behauptet, daß der Terrorismus „zutiefst" unliberal sei, so muß er sich von dem griechischen Geschichtsphilosophen Plato, der s. Zt. noch nichts von christlichem Ethik- und Moralverständnis wußte, dahingehend belehren lassen, daß die bloße Liberalität, die ungebundene, atheistische Freiheit, mit absoluter Sicherheit zur Gewalt (und Gegengewalt) führt; was ihn „zutiefst" erschrecken sollte. Aus christlicher Überlieferung stammt der Hinweis: „An den Früchten werdet ihr sie erkennen".

Im Anblick der Tatsachen wirkt sein Versuch, sich und seinen Liberalismus von aller Schuld am Terrorismus öffentlich freizusprechen, äußerst fragwürdig. Der egozentrische, auf die menschliche (eigene) Vernunft bezogene Liberalismus — ohne allgemein verbindlichen Moralmaßstab — ist genau so atheistisch-materialistisch wie der Marxismus-Leninismus bzw. wie der Sozialismus, der so viele Sparten zuläßt, wie es Grautöne gibt. Die Endstation heißt in beiden Fällen — Sklaverei.

Den tieferen Grund für die katastrophale Fehlentwicklung unter liberalsozialistischer Führung scheint auch der Gründer und Vorsitzende der neuen Partei, der SDU, H. G. Weber aus Braunschweig, richtig erkannt zu haben, wenn er in Berlin öffentlich vom „Atheistischen Materialismus" spricht. Damit trifft er den Nagel genau auf den Kopf.

Die niedersächsische CDU und ihr Präsident, Dr. Ernst Albrecht, scheinen dagegen noch nicht begriffen zu haben, worauf es ankommt —, und was für ein Kuckucksei sie da ausbrüten.

Franz Josef Strauß stellt treffend fest, daß bei einem Zug, der in falscher Richtung fährt, alle Stationen falsch sind. Auf einer solchen Reise kann man notfalls noch subjektiv, scheinbar richtig handeln. Objektiv gesehen ist alles falsch und bloßes Flickwerk — Augenwischerei. Auch sein Wahlslogan „Freiheit oder Sozialismus" hat seine absolute Berechtigung. Man könnte auch sagen: „Freiheit oder Terrorismus".

Heinrich Sommer, 3300 Braunschweig

Herz voller Heimat

Willy Kramp hat sich vor fast 40 Jahren mit seinem Roman „Die Fischer von Lissau" in die Herzen der Ostpreußen hineingeschrieben — diesem Urteil von Paul Brock (Folge 36 vom 3. September) kann man nur dankbar zustimmen. Aber auch Kramps neuester Roman „Herr Adamek und die Kinder der Welt. Erlebnisse eines Arglosen" beschenkt uns aufs reichste. Denn dieser Herr Adamek hat das Herz voller Heimat, unverlierbarer Heimat, im Irdischen wie auch im Ewigen. Er sucht und findet allenthalben die Wurzeln des Daseins, ihm geht die wundersame Verwobenheit des „Äußerlichen" mit dem Allerinnersten auf. Zeichenhaft ist alles, was geschieht. Diese Erde bleibt — trotz aller menschlichen Vermessenheit — Gottes gute Schöpfung.

Von Christentum „keine Spur", weder von Menschen- noch von Gottesliebe? Dieses Urteil von Paul Brock sollten möglichst viele Leser sorgsam überprüfen. Angesichts heutiger Diesseits-Ideologien und einer „politischen Theologie", bei der Gott in unseren Aktionen auf- und untergeht, ist man doppelt dankbar für dieses an den innersten Grund, an das Weltgeheimnis rührende Buch. Da wird ein Mensch seiner Begrenztheit, seines Versagens inne, leidet darunter, bleibt nicht in der Selbstrechtfertigung stekken und erfährt Gottes liebende Zuwendung in Menschen und Dingen. Wir können diesen Menschen belächeln, und er würde mitlächeln. Manches an ihm wirkt närrisch, aber er ist ein weiser Narr. Sollte diese Haltung nicht etwas mit dem Evangelium zu tun haben? Und da dieses Buch „glänzend geschrieben" ist, wie Paul Brock sagt, mit „viel Spannung darin" und „sehr amüsant", können wir einander zu diesem Lesevergnügen nur beglückwünschen.

Dr. Gerd Schimansky, 5840 Schwerte

Wahrheit

Für den Artikel von Hans Hertel unter dem Titel ‚Begriffsverfälschung' in Folge 38 möchte ich Ihnen meinen herzlichen Dank aussprechen. Ich bin Spätaussiedler, erst 20 Monate in der Bundesrepublik Deutschland. Es freut mich sehr, daß es in unserem und meinem geliebten deutschen Vaterland noch eine Quelle gibt, wo die Wahrheit bekannt und auch verteidigt wird. Lügen haben kurze Beine, sagt ein Sprichwort. Wenn bei uns alle Staatsmänner die Wahrheit reden und verteidigen möchten, so wären wir der Wiedervereinigung würdiger und näher.

J. O. (Name und Anschrift sind der Redaktion bekannt)



Elchschaufel in New York

Die deutsch-amerikanische Vereinigung von Nord-Jersey sandte uns dieses Foto von der diesjährigen Steuben-Parade und schreibt uns, daß die Ostpreußen-Flagge mit der Elchschaufel, die im Rahmen einer „Aktion Heimatfahnen" gezeigt wurde, bei den Teilnehmern und Zuschauern reges Interesse gefunden hat.

Junge und alte Leser zu Problemen unserer Zeit

Keine ernste Gefahr für unser Volk

Eine Staatsführung, die ihre eigene Verhaltensunsicherheit und Angst gegenüber den Terroristen im eigenen Volk nicht mehr verbergen kann, vermag auch das sich zunehmend unsicherer fühlende Volk nicht mehr davon zu überzeugen, daß die Terroristen keine ernste Gefahr für das Volk und seine Zukunft sind. Die Verstärkung der Polizei, die Bereitstellung weiterer Mittel, die Beschleunigung der gerichtlichen Verfahren und alle anderen Maßnahmen bleiben unwirksam, wenn die Terroristen auch weiterhin höchstens zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt werden. Staatsführung und Volk haben die bereits einsitzenden Terroristen nicht weniger zu fürchten als die noch in Freiheit befindlichen. Die Geiselnahme und das Morden im Zusammenhang damit werden nicht aufhören, sondern zunehmen, solange sich noch ein Terrorist in einem Gefängnis befindet.

Die mit großem Aufwand auf Kosten des Volkes geführten Prozesse gegen Terroristen haben bestenfalls noch den Wert einer makabren Schau. Terroristen sind mit Mördern aus anderen Motiven nicht vergleichbar und müssen deshalb auch anders bestraft werden. Der Einwand der Staatsführung, Gleiches mit Gleichem vergelten, keinen Polizeistaat schaffen zu wollen, bestätigt nur deren Verhaltensunsicherheit und Angst gegenüber den Terroristen. Wenn sie Gleiches nicht mit Gleichem vergelten will, dann muß sie auch die Bundeswehr abschaffen; denn sie dient ausschließlich dem Zweck, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn unser Volk von einem äußeren Feind angegriffen wird.

Durch die falsche Einschätzung der Terroristen und damit der inneren Feinde unseres Volkes durch die Staatsführung werden die Bürger vor die ernste Frage gestellt, wie sich die Staatsführung, wenn es einmal notwendig werden sollte, ihrer äußeren Feinde zu erwehren vermag. Welcher Bürger, der dann die Uniform der Bundeswehr trägt, wird noch bereit sein, sein Leben für den Schutz des eigenen Landes zu opfern, in dem sein Leben und das seiner Mitbürger schon heute um ein Vielfaches mehr gefährdet ist, als es in jedem Ostblockstaat gefährdet sein würde? Wer möchte noch ernstlich daran zweifeln, daß die Feinde im Innern unseres Volkes für seine Zukunft gefährlicher sind als seine äußeren Feinde? — Davon, wie unsere Staatsführung den inneren Feinden unseres Volkes begegnen wird, wird abhängig sein, ob unser Volk, nachdem sein Zerfall von innen her durch die ungehinderte Tätigkeit seiner inneren Feinde nicht mehr aufzuhalten ist, seinen äußeren Feinden ohne Schwierigkeiten restlos zum Opfer fällt. Denn das Ziel unserer äußeren Feinde ist nach wie vor dasselbe: nur die Mittel sind andere.

Gerhard Maaß, 4800 Bielefeld

„Schwarzer Peter" ist gefragt

Tagespresse, Rundfunk und Fernsehen berichteten vor wenigen Wochen, daß sich am 7. Oktober abends auf dem Alexanderplatz zwischen Jugendlichen und Volkspolizisten schwere Zusammenstöße ereigneten. Unter dem Schutz der Menschenmenge, die wegen des Volksfestes zum 28. Jahrestag der SED-Staatsgründung zusammengeströmt war, begannen Jugendliche mit Schmähufen gegen die „DDR". Zeugen wollen gehört haben, wie einzelne Gruppen ‚Russen raus' riefen. Der Wunsch nach Freiheit und Freizügigkeit gehört natürlich zu den Ursachen der Proteste; wobei zu beachten ist, daß der Wunsch nach Freiheit und Freizügigkeit ebenfalls beim mitteldeutschen Freiheitsaufstand von Mitte Juni 1953 dominierte, der von sowjetischen Panzern niedergewalzt wurde.

Meines Erachtens muß aber noch eine andere Überlegung angestellt werden: möglicherweise wollten diese Jugendlichen die Teilnehmerstaaten der KSZE-Folgekonferenz (in Belgrad) auf diese Art und Weise vor aller Weltöffentlichkeit daran erinnern, sich mit den Realitäten an der innerdeutschen Grenze' (und in der „DDR" selbst) zu beschäftigen und darüber nachzudenken, woran jede tatsächliche Entspannungspolitik scheitert. Wer wem den „Schwarzen Peter" (im Hinblick auf die welt/europapolitische Situation) zuspielt, war spätestens dann erkennbar, als die sowjetische ‚Prawda' und ‚Neues Deutschland' sowohl die USA wie auch die Bundesrepublik Deutschland der „Menschenrechtsverletzungen und Unterstützung von Diktatoren" bezichtigen.

Vor falschen Schlüssen oder Hoffnungen freilich sei gewarnt: in der ‚DDR' ist kein „Volksaufstand" — gleich dem von Mitte Juni 1953 — mehr möglich, weil die Bevölkerung des SED-Staates von Zehntausenden SSD-Spitzeln am Arbeitsplatz, bei Diskussionsabenden und sogar in der Familie durchsetzt ist! Das allein befähigt den (SED)-Staat zur absoluten Macht.

Rudolf Jahn, 7800 Freiburg

Kritik an einem Kutscher

Zu dem Bericht ‚Linolschnitte und Aquarelle' in Folge 39, Seite 9, schreibt uns der Künstler:

Warum gibt sich der Berichterstatter den Anschein, er habe sich mit meiner Ausstellung intensiv befaßt? Warum die Bezeichnung Offset-Repros, darüber kann man streiten. Will der Schreiber feststellen, ob eine Graphik eine Lithographie oder ein Repro ist? Warum also diese abwertende Bezeichnung? Wieso ein Relief auf Schiefer? Es ist für jeden Betrachter leicht festzustellen, daß dieses Relief ein in Schieferton eingefärbter Betonguß ist, der sechste von 15.

Die Tuschpinselzeichnungen sind Originale und keine Offsetwiedergaben, wie der Berichterstatter behauptet. Er schreibt: „Die Farben verlieren sich wäßrig in der Fläche, ihr Zusammenspiel ist spannungslos." Was versteht er unter spannungslos? Weiß er, worum es mir ging? Nein, er hat auch nicht danach gefragt, geschweige mit mir darüber diskutiert.

Die ostpreußische Landschaft kenne ich seit meiner Kindheit, Schlesien seit 1972, Berlin habe ich 1976 kennengelernt. Es tut mir leid, daß ich dem Berichterstatter nicht dienen kann — ich habe in den Landschaften nur die einmalige Schönheit gesehen und keine Spannung, die er vermißt! Es mag und wird immer über eine Sache, in diesem Falle meine Aquarelle, die verschiedensten Ansichten und Meinungen geben. Das ist auch gut so. Aber wenn man seiner Antipathie so freien Lauf läßt, wie das in dem Bericht geschehen ist, so muß diesem widersprochen werden!

Nicht nur bei den Schlesiern und den Masuren kommen meine Aquarelle an, für diese Menschen ist die atmosphärische Eigentümlichkeit der Landschaft vorhanden.

Gerhard Wydra, 5249 Hamm/Sieg

Gesundheitswesen:

Verbesserung ärztlicher Versorgung

Hartmannbund beschäftigt sich mit Berufsfragen und stellt konkrete Forderungen

BADEN-BADEN — Bei der diesjährigen Jahreshauptversammlung des Hartmannbundes, des Verbandes der Ärzte Deutschlands e. V., wurden zahlreiche Beschlüsse zu vielfältigen Themenkreisen gefaßt. Dabei galt die Aufmerksamkeit der Teilnehmer besonders den Lösungsvorschlägen, die zur Beseitigung von Strukturproblemen der ärztlichen Versorgung eingebracht waren.

Der vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft ermittelte Ersatzbedarf an Ärzten verglichen mit der Zahl der Absolventen des Medizinstudiums, die jährlich die Universität verlassen, läßt eindeutig erkennen, daß die Entwicklung zu einer ärztlichen Überversorgung tendiert. Diese Tendenz stellt das zentrale Strukturproblem der ärztlichen Versorgung in den 80er Jahren dar.

Zur Überwindung dieser Probleme will man schon bei der Berufsberatung die Schüler dementsprechend aufgeklärt wissen. Ferner sollte anschließend eine ständig aktualisierte Information über die jeweilige Berufssituation das Studium begleiten. Zu ihrer Erarbeitung müßte ein unabhängiges ärztliches Gremium beauftragt werden, das die Entwicklungstendenzen zu beobachten, zuverlässiges statistisches Datenmaterial zu sammeln und systemkonforme Lösungsansätze zu erarbeiten hätte.

Weiter Raum war dem Versichertenausweis gewidmet. Obwohl die praktische Erprobung dieses Ausweises durch den regional begrenzten Feldversuch (im Kreis Rendsburg/Eckernförde) schon jetzt andeutet, daß bei der endgültigen Einführung einer solchen Scheckkarte die wichtigsten Zielsetzungen nicht erfüllt werden, nämlich

1) Zeit- und Kostenersparnis für den Patienten und den Arzt,

2) Verbesserung der Information und Dokumentation,

3) die Gewähr eines Datenschutzes,

4) praxisnahe Ausgestaltung des „Scheck-Systems",

5) Ausschaltung von Mißbräuchen,

6) Verminderung der finanziellen Belastungen der Krankenkassen, stellt sich der Hartmannbund jedoch nicht grundsätzlich gegen die Einführung eines solchen Versichertenausweises. Der Verband forderte aber das Bundesarbeitsministerium auf, die Sachverhalte zu prüfen, insbesondere eine Kosten/Nutzen-Ermittlung der Scheckkartenmethode vorzunehmen — auch im Hinblick auf die weiteren angestrebten Anwendungen.

Noch zu klären bleibt die Frage, ob die Versicherten-Nummern, die es ermöglichen, Versicherungsdaten aus den verschiedensten Bereichen der sozialen Sicherung zusammenzuführen, gegen die ärztliche Schweigepflicht und damit gegen die Grundrechte des Bürgers verstoßen.

Auch das Problem des Mißbrauchs der Psychiatrie fand eine eingehende Behandlung, wobei die Feststellung getroffen wurde, ärztliches Handeln dürfe immer und überall nur im Interesse des einzelnen erfolgen und müsse von jeder politischen Einflußnahme frei bleiben. Der Mißbrauch der medizinischen Wissenschaft zur Unterdrückung politisch Andersdenkender könne nicht geduldet werden. Vor einer solchen Perversion seien nur Ärzte geschützt, die in beruflicher Unabhängigkeit unbeeinflußt durch politische Machtverhältnisse getreu ihrem Gewissen arbeiten können. Die Mitglieder des Verbandes verurteilten jeglichen Mißbrauch der Psychiatrie aufs schärfste, insbesondere die systematische Anwendung in der Sowjetunion.

Die Sicherstellung der stationären Versorgung war ein weiterer Punkt auf der Tagesordnung, der sicherlich über die Fachkreise hinaus das Interesse der Öffentlichkeit verdient. Hier sprach sich der Verband für eine Novellierung des Rechts im Krankenhaus unter folgenden Gesichtspunkten aus:

— der patientengerechten Sicherstellung der stationären Versorgung mit freier Arztwahl auch im Krankenhaus,

— der Wirtschaftlichkeit im Krankenhaus,

— der Krankenhaus-Bettenplanung,

— der Struktur des ärztlichen und pflegerischen Dienstes im Krankenhaus.

Im Zuge der Forderung nach Novellierung der Krankenhausgesetzgebung verlangt der Hartmannbund ebenfalls eine Änderung der ärztlichen Tätigkeit am Krankenhaus. Hier müsse zur Sicherstellung eines besser funktionierenden Systems der stationären Versorgung die freie Arztwahl und eine selbständige, patientenbezogene fachärztliche Tätigkeit verwirklicht werden.

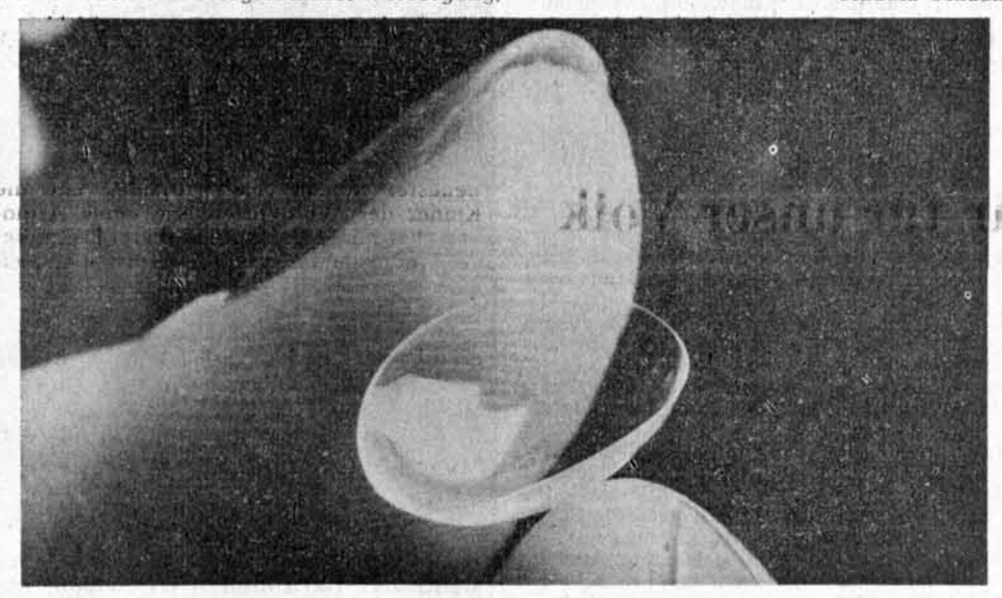
Zu realisieren wäre diese Forderung durch eine neue Form belegärztlicher Versorgung, die es ermöglicht, daß mehrere Ärzte desselben Fachgebiets die Fachabteilungen der Krankenhäuser mit ihren Patienten belegen. Ferner könnten ärztliche Gruppen durch die Krankenhausträger ganztags an das Krankenhaus gebunden und die stationäre Versorgung ihnen in eigener Kompetenz übertragen werden. Daraus ergäbe sich für die Patienten der Vorteil, daß sie nicht wie bisher an ein Krankenhaus, sondern an einen bestimmten Krankenhausarzt ihrer Wahl überwiesen würden, der sie dann während des gesamten Aufenthalts betreut.

Da Fachärzte nur als Chefärzte selbständige Arbeitsmöglichkeiten finden, hat sich ein Mangel an Chirurgen entwickelt. Die Zahl aller Krankenhausärzte ist seit 1965 um 215 Prozent angestiegen, bei den Chirurgen stieg sie jedoch nur um 20 Prozent, wobei der Anteil der ausländischen Chirurgen, die in absehbarer Zeit in ihre Heimatländer zurückkehren, sogar überproportional hoch ist. Die Zahlen beweisen die Dringlichkeit der geforderten Reform.

Weil in der freien Praxis mehr Fachärzte als Allgemeinärzte niedergelassen sind und eine weitere Verschiebung dieser Relation zugunsten der Fachärzte vorauszusehen ist, müßten in allen Bundesländern genügend Weiterbildungsstellen für Allgemeinärzte in den Krankenhäusern eingerichtet werden, um den Nachwuchsmangel auszugleichen.

Abschließend appellierte der Hartmannbund an alle Mitglieder und Mandatsträger von Ärzteverbänden, sich dafür zu verwenden, daß sich alle fachübergreifenden ärztlichen Berufsverbände zusammenschließen, um eine starke einheitliche, freiverbandliche Vertretung der Ärzteschaft zu sichern.

Claudia Schaak



Versorgt das Auge mit Sauerstoff: Silikon-Kautschuk-Linse

Besser sehen - länger tragen

Die neue Kontaktlinse aus Silikon-Kautschuk — Weitgehend von Krankenkassen ersetzt

HAMBURG — Es gibt mehr Träger von Kontaktlinsen, als man glaubt, und so mancher, der einen mit strahlend blauen oder braunen Augen ansieht, mag eine Kontaktlinse statt einer Brille tragen — man sieht es nur nicht. Es gibt seit geraumer Zeit harte Kontaktlinsen, die etwas mehr an optischen Möglichkeiten bieten, aber nicht für jedermann verträglich sind, und es gibt weiche Kontaktlinsen, die sich dem Auge besser anpassen, und die daher für empfindliche Augen empfohlen werden können.

Nun erscheint eine neue Kontaktlinse auf dem Markt — eine weiche wohlgemerkt — die alles übrige in den Schatten zu stellen scheint. Das Neue ist vor allem das Material, aus dem sie besteht: Silikon-Kautschuk. Dieses Material findet bereits vielfache Anwendung in der Medizin, vor allem in der Austausch-Chirurgie. So werden z. B. künstliche Herzklappen daraus hergestellt. Der Verwendung für Kontaktlinsen stand allerdings bisher die Tatsache entgegen, daß es wasserabstoßend ist. Eine ideal benetzbare Oberfläche wurde erst erreicht, als man auf den Gedanken kam, die Linse mit Elektronen und Sauerstoff-Ionen zu beschießen. Diese Vorarbeiten, zu denen noch die Ermittlung der chemisch günstigsten Art von Silikon-Kautschuk kam, machten allerdings die Linse zum Produkt mit der teuersten Forschung und Entwicklung.

Aber wir haben sie nun, und das allein interessiert den Verbraucher. Einige wichtige Eigenschaften unterscheiden sie von den bisherigen Linsen. Das Material der üblichen weichen Kontaktlinsen besteht zu 30 Prozent aus Wasser. Wenn sie ohne Flüssigkeit aufbewahrt werden, trocknen sie ein und verlieren ihre optisch richtige Form, die sie allerdings zurückgewinnen, sobald man sie wieder in die Flüssigkeit legt. Silikon-Kautschuk enthält überhaupt kein Wasser, die Linsen können also auch nicht eintrocknen.

Der zweite Vorteil: Die Linse ist mechanisch erheblich widerstandsfähiger, als die bisherige weiche Kontaktlinse. Das erleichtert die Pflege und verlängert die Lebensdauer. Hinzu kommt eine bessere chemische und biologische Beständigkeit. Sie ist von großer Bedeutung, denn man möchte ja ein Material verwenden, das sich möglichst neutral im Auge verhält und keine allergischen Reaktionen hervorrufen kann. Man hat kleine Scheibchen Silikon-Kautschuk in Kaninchenaugen eingesetzt und festgestellt, daß sie reizlos verheilen und ideal von dem Auge angenommen werden.

Eine ganz besondere Rolle spielt die Sauerstoffdurchlässigkeit, denn das Auge muß mit Sauerstoff versorgt werden. Reicht die Durchlässigkeit der normalen Linse gerade so für die Versorgung der Hornhaut aus, so ist die der Silikon-Kautschuk-Linse zehnmal größer, und das hat seinen Wert für kritische Situationen wie beim Schlafen oder nach besonders langem Tragen. Normalerweise werden Kontaktlinsen am Morgen eingesetzt und am Abend wieder herausgenommen. Das gilt auch noch für die neue Linse, aber man strebt nach einer Dauertragelinse, und es laufen Versuche mit Testpersonen, die die Silikon-Kautschuk-Linse schon fünf Monate ununterbrochen Tag und Nacht tragen, ohne daß Beschwerden aufgetreten sind.

Noch ein anderes Beispiel ist interessant für die Verwendung im medizinischen Bereich. Ein neun Monate altes Baby mußte einseitig am grauen Star operiert werden. Um ihm ein gleichmäßiges Sehen zu ermöglichen, ihm aber die Quälerei mit dem täglichen Einsetzen und Herausnehmen zu ersparen, setzte man ihm eine Silikon-Kautschuk-Linse ein. Die trägt das Kind nun jeweils vier Tage und Nächte, um dann einen Tag Pause zu machen, und das Verfahren hat sich bewährt. Hoffnungsvolle Ansätze in Richtung auf eine Dauertragelinse sind also vorhanden.

Kontaktlinsen sind freilich nicht billig, jede kostet dreihundert Mark. Wer einmal gesehen hat, wie solche Linsen unter dem Mikroskop geschliffen werden, der wird den Preis verstehen. Ein Trost: Kontaktlinsen werden von den Krankenkassen schon weitgehend ersetzt, zumindest in den Fällen, in denen sie aus medizinischer Sicht oder aus beruflichen Gründen klare Vorteile gegenüber einer Brille bieten.

Markus Joachim Tidick

Recht im Alltag

Neues aus der Rechtsprechung

Vorstellungskosten (Fahrtkosten, Übernachtungskosten usw.) sind vom Arbeitgeber zu erstatten, wenn er zur Vorstellung aufgefordert hatte. Es ist dabei ohne Belang, ob es zum Abschluß eines Arbeitsverhältnisses gekommen ist oder nicht. Nur wenn der Arbeitgeber ausdrücklich und rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er die Vorstellungskosten nicht übernehmen wolle, braucht er nicht zu zahlen. Die Ansprüche auf Ersatz der Kosten verjähren in zwei Jahren. (BAG — 5 AZR 171/76)

Der Kündigungsschutz für Arbeitnehmer darf nicht durch mehrmalige Verlängerung befristeter Arbeitsverträge unterlaufen werden. In einem vom Arbeitsgericht Hamburg zu entscheidenden Falle war ein Zwei-Monatsvertrag siebenmal hintereinander verlängert worden. Die Arbeitnehmerin war während der gesamten Zeit ohne Kündigungsschutz. (ArbG Hamburg — 3 Ca 68/77)

Verneint eine Stellenbewerberin die Frage nach einer bestehenden Schwangerschaft, so ist der Arbeitgeber im allgemeinen nicht berechtigt, auch noch den Nachweis der Richtigkeit dieser Angabe durch ein ärztliches Attest zu verlangen und einen Arbeitsvertrag unter der Bedingung abzuschließen, daß das Arbeitsverhältnis als aufgelöst anzusehen ist, wenn nachträglich das Bestehen einer Schwangerschaft zum Zeitpunkt der Einstellung festgestellt wird. (LArbG Düsseldorf — 3 Sa 898/75)

Arbeits- und Sozialrecht

Ist in einem Tarifvertrag geregelt, daß Angestellte (hier des Öffentlichen Dienstes) mit Erreichen des 65. Lebensjahres aus dem Arbeitsverhältnis ausscheiden müssen, so kann sich eine aufgrund dieser Bestimmung entlassene Angestellte nicht darauf berufen, das Rentenreformgesetz von 1972 erlaube eine Weiterarbeit bis zum 67. Lebensjahr. Nach einem Urteil des Bundesarbeitsgerichts entspricht eine auf Tarifvertrag beruhende Befristung des Arbeitsverhältnisses auf das 65. Lebensjahr der Üblichkeit des Arbeitslebens im Öffentlichen Dienst. Das Arbeitsverhältnis endet damit automatisch. (BAG — 2 AZN 125/76)

Findet ein Arbeitnehmer in seinem Zeugnis die Beurteilung „Er führte die ihm übertragenen Aufgaben mit großem Fleiß und Interesse durch", so ist das für ihn weder Grund zu Freude noch Stolz. Vielmehr bringt — so entschied jetzt das Bundesarbeitsgericht — der Arbeitgeber mit dieser Formulierung zum Ausdruck, daß sich der Arbeitnehmer um die erfolgreiche Erledigung der ihm übertragenen Aufgaben bemüht, im Ergebnis jedoch nichts geleistet oder nur schlechte Leistungen erbracht habe. Ist diese Beurteilung unrichtig, kann der Arbeitnehmer ein geändertes Zeugnis und bei schuldhafter Verletzung der Zeugnispflicht Schadensersatz verlangen, wenn er dadurch Mißerfolge bei Bewerbungen hat. (BAG — 2 AZR 232/76)

Kraftfahrzeugrecht

Wie hat sich ein Kraftfahrer zu verhalten, der erst verspätet (nach einem Kilometer Entfernung vom Unfallort) von seiner Unfallbeteiligung erfährt? Nach einem Urteil des OLG Köln (1.2.1977 — Ss 661/76) ist er verpflichtet, die erforderlichen Feststellungen unverzüglich nachträglich zu ermöglichen. Das OLG Stuttgart (14.3.1977 — 3 Ss (5) 1021/76) hingegen entschied, daß er hierzu nicht verpflichtet ist, sondern seine Fahrt fortsetzen darf. Er verstoße damit weder gegen § 142 Abs. 1 noch Abs. 2 StGB (unerlaubtes Entfernen vom Unfallort). Zu dieser Frage wird der Bundesgerichtshof eine Grundsatzentscheidung zu fällen haben.

Lehnt der Schädiger eine Schadensregulierung ab, so ist der Geschädigte berechtigt, unter Umständen auch einen Nutzungsausfall von 270 Tagen (hier: zu je 15 Mark pro Tag) geltend zu machen. Nach einem Urteil des Landgerichts Hagen ist ein solch hoher Nutzungsausfall sogar dann noch gerechtfertigt, wenn er den Zeitwert des Wagens geringfügig übersteigt. An eine Begrenzung des Anspruchs könne nur gedacht werden, wenn die Nutzungsausfallentschädigung in keinem Verhältnis zum Wiederbeschaffungswert des beschädigten Fahrzeugs stünde. (LG Hagen — 2 O 353/74) **np**

Wir gratulieren...

zum 97. Geburtstag

Sendzik, Wilhelm, aus Sprindenau, Kreis Lyck, jetzt Waldstraße 34, 8472 Schwarzenfeld, am 21. November

zum 96. Geburtstag

Sobottka, Luise, aus Binien, Kreis Lyck, jetzt Hartmattenstraße 43 (bei Schmidt), 7850 Lörrach, am 22. November

Stadie, Nora, geb. Mielke, aus Kl. Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt bei ihrer Tochter Thekla Untermann, Sonnentau 62, 7750 Konstanz, am 23. November

Tartel, Gottlieb, aus Lyck, Bismarckstraße 65, jetzt Hopfengarten 28a, 3300 Braunschweig, am 20. November

zum 94. Geburtstag

Schramma, Wilhelmine, aus Schnippen, Kreis Lyck, jetzt Emmaberg 3, 2820 Bremen 77, am 26. November

zum 93. Geburtstag

Balzer, Friedrich, aus Lyck, jetzt Berliner Allee Nr. 7, 4950 Minden, am 26. November

Krauss, Otto Franz, aus Königsberg, am 14. November

zum 92. Geburtstag

Sartorius, Marie, aus Lyck, jetzt Sennestraße Nr. 29, 5194 Vicht, am 25. November

Kirstein, Paul, Lehrer i. R., aus Mühlhausen, Kreis Pr. Holland, jetzt Frankenstraße 5, 8730 Bad Kissingen, am 24. November

zum 91. Geburtstag

Jodeit, Else, geb. Tautkus, aus Elchwerder, Kreis Labiau, jetzt Dünenweg 36, 2050 Hamburg 80, am 14. November

Roch, Walter, Lehrer i. R., aus Hohenstein, Bismarckstraße, jetzt Nellenbachstraße 35, 7770 Überlingen, am 20. November

Schumacher, Auguste, geb. Proplesch, aus Blüchersdorf, Kreis Insterburg, jetzt Bernburger Straße 6, 4134 Rheinberg, am 5. November

zum 90. Geburtstag

Ladda, Emma, aus Ortelsburg, jetzt Nelkenstraße 6, 7550 Rastatt, am 26. November

Philipp, Elsbeth, aus Seestadt Pillau, jetzt Moltkestraße 2, 2002 Barmstedt, am 23. November

zum 89. Geburtstag

Albat, Karl, aus Langenacker, Kreis Goldap, jetzt Dietrichstraße 1, 4290 Bocholt, am 10. November

Schmadtke, Emil, aus Seestadt Pillau I, Mühlenstraße 3, jetzt Altersheim, Krugwiese 13, 3380 Goslar, am 20. November

Wilhelm, Berta, geb. Oltersdorf, aus Heiligenbeil, jetzt Wilhelmstraße 10, 2214 Hohenlokstedt, am 22. November

Zimmermann, Gustav, Landwirt und Bürgermeister, aus Ruddecken, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Johanneskirchplatz 4, 6450 Hanau, am 11. November

zum 88. Geburtstag

Falkenauer, Auguste, geb. Jakubzik, aus Fasten, Kreis Sensburg, jetzt Florastraße 95, 4650 Gelsenkirchen, am 20. November

Gieske, Maria, aus Dippelsee, Kreis Lyck, jetzt Pfälzerweg, 6229 Niederwalluf, am 25. November

Küssner, Amalie, geb. Chrzan, aus Kruglanken, Kreis Angerburg, jetzt 4811 Bielefeld 18, Ubbedissen 234, am 22. November

Petri, Helene, geb. Müller, aus Angerburg, jetzt Süderweg 18, 2950 Heisfelde, am 22. November

Symanzik, Friedrich, aus Neuendorf, Kreis Lyck, jetzt Rosenplatz 17, 4500 Osnabrück, am 23. November

zum 87. Geburtstag

Eichhorn, Minna, aus Sorgenort, Kreis Marienburg, jetzt Rheinallee 78, Christliches Hospiz, 5300 Bonn-Bad Godesberg, am 22. November

Goerke, Otto, aus Reichensee, Kreis Lötzen, jetzt Aulatalstraße 49, 8859 Neuburg, am 23. November

Gottschalk, Lina, geb. Haese, aus Mühlhausen, Kreis Pr. Holland, jetzt Eifelstraße 22, 5484 Bad Breisig, am 22. November

Gutzeit, Martha, geb. Schäfer, aus Königsberg, Oberhaberberg 61, Milchgeschäft, jetzt Fritz-Elling-Straße 4, 3032 Fallingbostel 2 (Dorfmark), am 18. November

Karrasch, Julie, aus Langheide, Kr. Lyck, jetzt Bergstraße, 2303 Neudorf, am 22. November

Olschewski, Ottilie, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt zu erreichen über Ewald Rathke, Wätjenstraße 62, 2800 Bremen 1, am 20. November

Tolksdorff, Lisbeth, Postsekretärin i. R., aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Am Homberg Nr. 10, 3546 Vöhl, am 25. November

zum 86. Geburtstag

Chrosziel, Emma, aus Lötzen, jetzt Goethestraße 1, 3501 Fuldabrück, O. T. Bergshausen, am 23. November

Grygo, August, aus Kreuzfeld, Kreis Lyck, jetzt Grubenzeile 21 (bei Kolata), 1000 Berlin 20, am 23. November

Lask, Auguste, aus Selmenthöhe, Kreis Lyck, jetzt Süllweg 25, 3104 Unterlüß, am 22. November

zum 85. Geburtstag

Adebahr, Franz, aus Königsberg, Vorst. Langgasse 5, jetzt Jugendweg 6, 1000 Berlin 13, am 25. November

Flatow, Max, aus Tilsit, Magazinstraße 17, jetzt Staudinger Straße 58/126, 8000 München 83, am 26. November

Kalinowski, Johann, aus Ortelsburg, jetzt Jahnstraße 28, 6081 Biebesheim, am 24. November

Knorr, Franz, aus Königsberg, jetzt Liberdastr. Nr. 12, 1000 Berlin 44, am 22. November

Nischk, Ida, aus Lyck, Hindenburgstraße 38, jetzt Kirchstraße 34, 4006 Erkrath, am 26. November

Pilkuhn, Max, aus Lötzen, jetzt Prinzenbergweg Nr. 21, 6109 Mühltal 4, am 20. November

Schories, Otto, aus Gr. Friedrichsdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Lilienburgstraße 12, 2940 Wilhelmshaven, am 21. November

Sindowski, Berta, aus Willenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Karl-Benz-Straße 6, 7550 Rastatt, am 23. November

Zerull, Erna, geb. Mietusch, aus Königsberg, jetzt Eisfelder Straße 5, 8630 Coburg, am 9. November

zum 84. Geburtstag

Geschonke, Meta, aus Salpen, Kreis Angerburg, jetzt Tränkebergstraße 25, 3170 Gifhorn, am 25. November

Gutzeit, Erwin, aus Neuhausen, Kreis Königsberg-Land, jetzt Westpreußenstraße 15, 3200 Hildesheim, am 29. November

Kautz, Walter, aus Johannisburg, jetzt Wohn- und Kurzentrum Beethoven, Siefenfeldchen Nr. 39, 5303 Bornheim, am 7. November

Köpping, Fritz, aus Seestadt Pillau II, Tannenbergstraße 32, jetzt Hinseler Hof 28, Altersheim, 4300 Essen-Hinse, am 23. November

Niesalla, Johann, aus Kl. Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Westfalenstraße 18, 5860 Iserlohn, am 25. November

Osygus, Anna, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Anton-Heinen-Straße 8, 4150 Krefeld, am 23. November

Proplesch, Maria, aus Neubruch, Kreis Labiau, jetzt Herzog-Julius-Straße 26, 3388 Bad Harzburg 1, am 20. November

Strenger, Marie, aus Amwalde, Kreis Angerburg, jetzt Goethestraße 8, 3523 Grebenstein, am 23. November

Tanbach, Minna, aus Liebenberg, Kreis Ortelsburg, jetzt Heidkampstraße 20, 4390 Gladbeck, am 21. November

Wrusch, Helene, aus Angerburg, jetzt 8831 Obereichstätt Nr. 125, am 25. November

zum 83. Geburtstag

Biallas, Ida, geb. Kopanka, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Gartenstraße 7, 6091 Eddersheim, am 25. November

Hoffmeister, Anna, aus Seestadt Pillau, jetzt Bremer Koppel 6, 2370 Büdelsdorf, am 22. November

Jankowski, Otto, aus Borkenau, Kreis Sensburg, jetzt Eichendorffstraße 3, 3162 Uetze, am 26. November

Kaminski, Auguste, aus Siegerslelde, Kreis Lyck, jetzt Schützenhofstraße 25, 2902 Rastede, am 24. November

Krause, Elise, aus Baarden, Kreis Pr. Holland, jetzt Kriegstraße 61, 7500 Karlsruhe, am 30. November

Lettau, Walter, aus Stollendorf, Kreis Johannisburg, jetzt Veilchenweg 6, 7911 Unterelchingen, am 17. November

Paulsen, Paul, aus Mingfen, Kreis Ortelsburg, jetzt Feldstraße 53, 2300 Kiel, am 20. November

Reich, Franz Otto, aus Königsberg, jetzt Rohrdamm 24, 1000 Berlin 13, am 24. November

Sand, Anna, aus Königsberg, Ritterstraße 28, jetzt Saarbrückenstraße 50, Andreas-Gayk-Heim, 2300 Kiel 1, am 10. November

Scheer, Erich, aus Tilsit, jetzt Beuthinerhof, 2420 Eutin, am 21. November

Weitschies, Paul, Zimmermann, aus Seckenburg, Kreis Elchniederung, jetzt Grundmichlweg 10, 6200 Wiesbaden, am 3. November

zum 82. Geburtstag

Kapinski, Karl, Kaufmann, aus Rheine, Kreis Osterode, jetzt Bahnhofstraße 26, 2222 Marne, am 21. November

Matern, Liesbeth, aus Nickelsdorf, Kreis Wehlau, jetzt bei ihrer Tochter Eva Rühling, Teichstraße 1, 3436 Hess. Lichtenau, am 20. November

Pauluhn, Willi, aus Albrechtswiesen, Kreis Angerburg, jetzt 3001 Wirringen, am 22. November

Rogalski, Otto, Hauptlehrer i. R., aus Peitschendorf, Kreis Sensburg, jetzt Übersetziger Str. Nr. 30, 5227 Windeck 21

Rogge, Johanna, aus Seestadt Pillau II, Gorch-Fock-Straße 9, jetzt Altendorn 1, 2400 Lübeck, am 24. November

Royeck, Berta, aus Schwenten, Kreis Angerburg, jetzt Prinzregentenstraße 18, 1000 Berlin 31, am 24. November

Teschner, Martha, aus Pommern, jetzt Hoher Weg 10, 2400 Lübeck-Falkenfeld, am 22. November

Thiel, Lydia, geb. Bähren, aus Neuhausen, Kreis Königsberg-Land, jetzt Alte Döhrener Straße Nr. 7, 3000 Hannover 1, am 29. November

Tomaschewski, Johann, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Schilfgraben 27, 2940 Wilhelmshaven, am 25. November

Turowski, Max, aus Widminnen, Kreis Lötzen, jetzt Widukindstraße 17, 2900 Oldenburg, am 23. November

Wenk, Paul, aus Angerburg, jetzt bei Frau Thies, Antoniusstraße 9, 5942 Kirchhunden 1 (Hofolpe), am 22. November

zum 81. Geburtstag

Fuhrmann, Margarete, aus Pr. Holland, jetzt Folke-Bernadotte-Straße 30, 2400 Lübeck, am 22. November

Grzanna, Karl, aus Wilhelmstal, Kreis Ortelsburg, jetzt Cäcilienhof 3, 4660 Gelsenkirchen-Buer-Resse, am 20. November

Lask, Marie, aus Kiefernheide, Kreis Lyck, jetzt Königsberger Straße 17, 4231 Hamminkeln, am 26. November

Nieber, Paul, aus Grabnick, Abbau, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 20, 3123 Bodenteich, am 22. November

Paplewski, Arnold, aus Klaußen, Kreis Lyck, jetzt Bahnhofstraße 73, 3113 Suderburg, am 24. November

Schallnat, Ida, geb. Frey, aus Bärenfang, Kreis Schloßberg, jetzt Kölner Straße 31, 5657 Haan, am 25. November

Stahl, Erna, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Bacheracher Straße 32, 1000 Berlin 42, am 24. November

zum 80. Geburstag

Adam, Minna-Marie, aus Treuburg, jetzt Kuhberg 15, 2350 Neumünster, am 14. November

Hennig, Minna, geb. Scharfschwerdt, aus Prappeln, Kreis Königsberg, jetzt Op de Solt 11, 2000 Hamburg 65, am 3. November

Kirstein, Auguste, aus Dreimühlen, Kreis Lyck, jetzt 2061 Kayhude, am 26. November

Kleimann, Paul, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Hingbergstraße 327, 4330 Mülheim, am 25. November

Kleinke, Gustav, aus Insterburg, Augustastraße Nr. 40, jetzt Mozartstraße 23, 2200 Elmshorn, am 23. November

Kötzing, Adolf, aus Stabigotten, Kreis Allenstein, jetzt Schwanenstraße 30, 4650 Gelsenkirchen, am 23. November

Kuhl, Herta, aus Seestadt Pillau-Neuhäuser, jetzt Martinstraße 9, 7591 Achern-Sasbach, am 25. November

Matuschewski, Johann, aus Waldwerder, Kreis Lyck, jetzt Bürgermeister-Wilken-Straße 7, 2155 Borstel, am 24. November

Prochnow, Emmy, geb. Gruber, aus Angerburg, jetzt 2418 Bäk, am 19. November

Wilk, Gustav, Landwirt, aus Lindenhöhe, Kreis Insterburg, jetzt Oedinghausen, 5223 Nümbrecht, am 16. November

zum 75. Geburtstag

Brosch, Olga, aus Gr. Lemkendorf, Kreis Allenstein, jetzt Winsterstraße 1, 4330 Mülheim (Ruhr), am 23. November

Broszio, Gertrud, geb. Passarge, aus Angerburg, jetzt Bolivarallee 10a, 1000 Berlin 19, am 25. November

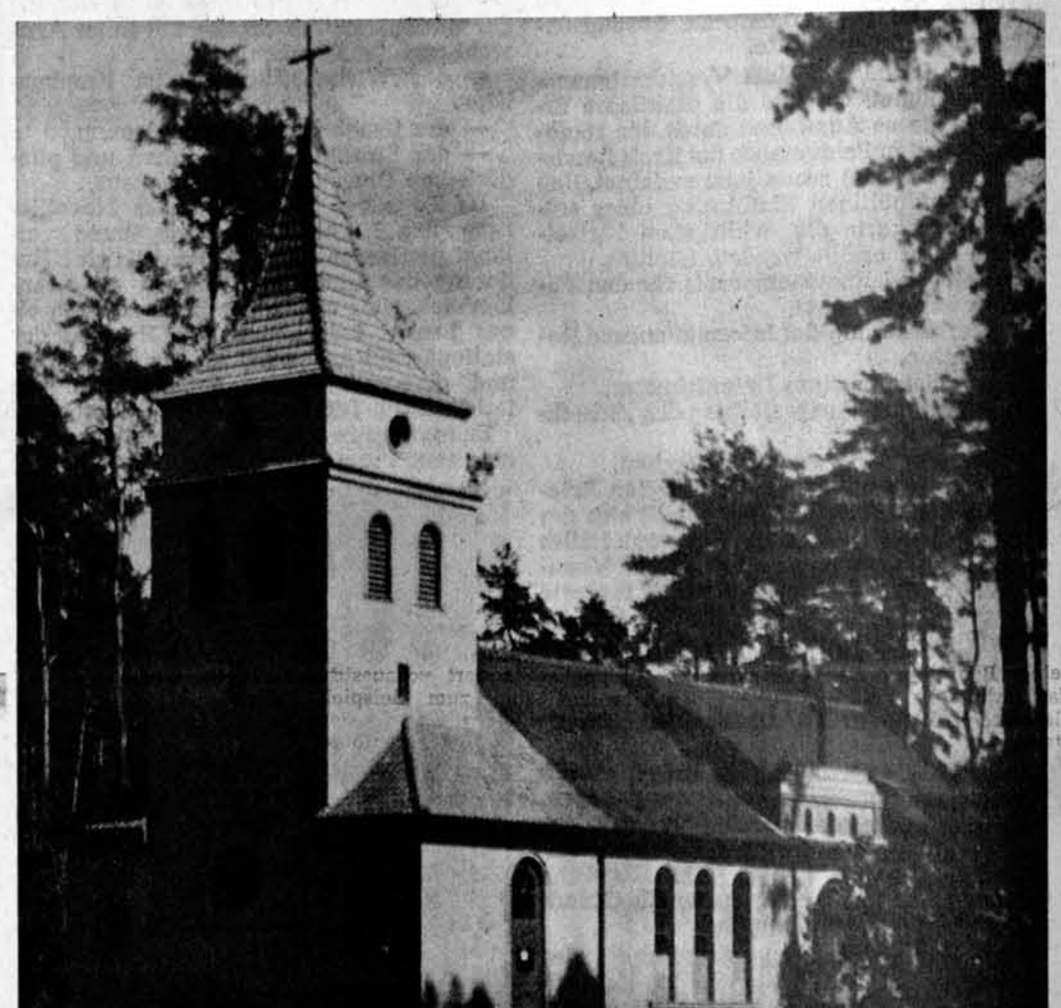
Czudnochowski, Adolf, Polizeibeamter i. R., aus Maldaneien-Gehlenburg, Kreis Johannisburg, jetzt Museumstraße 16, 2220 Marne, am 15. November

Gulweid, Charlotte, aus Insterburg, jetzt Löwensteinerstraße 9, 7129 Ilsfeld-Wüstenhausen, am 25. November

Koske, Ida, aus Seestadt Pillau II, Wogramstraße 16, jetzt Fruerlundlücke 17, 2390 Flensburg, am 25. November

Fortsetzung auf Seite 21

Kennen Sie die Heimat wirklich? (P 188)



Heute bringen wir ein neues Bild aus unserer Serie „Kennen Sie die Heimat wirklich?" Dazu stellen wir wieder die fünf Fragen:

1. Was stellt dieses Bild dar?
2. Wann ungefähr ist das Bild entstanden?
3. Welche bemerkenswerten Einzelheiten erkennen Sie auf dem Bild?
4. Was wissen Sie darüber?
5. Welche persönlichen Erinnerungen verbinden sich für Sie mit diesem Bild?

Die aufschlußreichste Antwort wird wieder mit 20,— DM honoriert. Betrachten Sie das Bild genau und schicken Sie Ihre Antworten auf die Fragen mit der Kennziffer P 188 in spätestens 10 Tagen, also Dienstag, 29. November 1977, an

Das Ostpreußenblatt — Parkallee 84, 2000 Hamburg 13

Aus der landsmannschaftlichen Arbeit in . . .

BERLIN

Vorsitzender der Landesgruppe: Werner Guillaume, Stresemannstraße 90, 1000 Berlin 61, Deutschlandhaus, Telefon (0 30) 2 51 07 11.

27. Nov., So., 15.00 Uhr, Allenstein, Hansa-Restaurant, Alt-Moabit 47/48, 1/21.

HAMBURG

Vorsitzender der Landesgruppe: Fritz Scherkus, Hamburg. Geschäftsführer: Hugo Wagner, Triftkoppel 6, 2000 Hamburg 74, Telefon (0 40) 7 32 94 68.

BEZIRKSGRUPPEN

Bergedorf — Freitag, 25. November, 19 Uhr, Ratskeller, Wentorfer Straße 38, Preis-Skat. Anmeldungen sind unter Einzahlung von 6,50 DM bis zum 21. November bei Woll-Scharffetter, Am Bahnhof 11, vorzunehmen. Gäste willkommen.

Farmsen-Walddörfer — Freitag, 2. Dezember, 17.00 Uhr, Vereinslokal, Berner Heerweg 187 b, Farmsener TV, Adventsfeier. Die Frauen werden gebeten, sich am Basar zu beteiligen. Gäste willkommen.

Harburg-Wilhelmsburg — Sonnabend, den 26. November, 17 Uhr, Gasthof Zur Grünen Tanne, Bremer Straße 307, Harburg, Adventsfeier nach heimatlicher Art.

Harvestehude-Barmbeck-Uhlenhorst — Sonntag, 27. Nov., 16 Uhr, Püttkrug, Winterhuder Weg/Ecke Heinr.-Hertz-Str., Adventfeier. Aussiedlerkinder spielen die „Sterntaler". Anmeldungen für den „Weihnachtsmann" an Ursula Meyer, Karlstraße, Hamburg 76, Tel.: 22 11 28.

FRAUENGRUPPEN

Fuhlsbüttel — Dienstag, 29. November, 15.30 Uhr, Bürgerhaus, Langenhorn, Tangstedter Landstraße 41 (U-Bahn Langenhorn-Markt), Monatszusammenkunft.

Hamm-Horn — Montag, 21. November, 15.30 Uhr, Restaurant Rosenburg, Zusammenkunft.

Wandsbek — Donnerstag, 1. Dezember, 19 Uhr, Gesellschaftshaus Lackemann, Hinterm Stern 14, Adventsfeier. Julklapp-Päckchen (bis 7,50 DM) bitte mitbringen. Gäste willkommen.

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vorsitzender der Landesgruppe: Günter Petersdorf, Kiel. Geschäftsstelle: Wilhelminenstraße 47/49, 2300 Kiel, Telefon (04 31) 55 38 11.

Eutin — „Unser westlicher Nachbar" war das Thema des Vortrages, den Rektor i. R. H. Kieckbusch im Rahmen der Vortragsreihe hielt. In seiner Begrüßung sagte Vorsitzender Schippel, daß alle Landsmannschaften den Europa-Gedanken in Zukunft mehr in den Vordergrund stellen werden. Deshalb wurde für diesen Abend ein Vortrag über Frankreich gewählt. H. Kieckbusch wies in seinem Vortrag unter anderem darauf hin, daß es immer mehr Patenschaften zwischen deutschen und französischen Städten gäbe. Außerdem zeigte er Bilder von Straßburg, Verdun, Paris, Versailles und anderen Teilen Frankreichs, die verdeutlichten, daß Frankreich wirklich eine Reise wert ist. Abschließend wies der Vorsitzende auf eine Veranstaltung der Europa-Union Sonntag, 20. November, 20 Uhr, bei Wittler hin.

Schönwalde — Sonnabend, 26. November, 20 Uhr, im Saal des Landhauses, Adventsfeier mit großem Kulturprogramm unter Mitwirkung des Gesangvereins von 1872.

NIEDERSACHSEN

Vorsitzender: Fredi Jost. West: Fredi Jost, Hasestraße Nr. 60, 457 Quakenbrück, Tel. (0 54 31) 35 17. Nord: Werner Hoffmann, Max-Eyth-Weg 3, 3112 Ebstorf, Tel. (0 58 22) 8 43. Süd: Horst Frischmuth, Hildesheimer Straße 119, 3000 Hannover 1, Tel. (05 11) 80 40 57.

Hannover — Gruppe Insterburg: Sonnabend, 19. November, 19 Uhr, Künstlerhaus, Sophienstraße 2, Grützwurstessen. Außerdem ernste und heitere Vorträge und Tanz. Gäste willkommen.

Helmstedt — Sonnabend, 19. November, 15 Uhr, Abfahrt am Albrechtsplatz zum Fleckessen im Roten Ochsen in Offleben. Anschließend Dia-Vortrag über das Bundestreffen in Köln. — Die Frauengruppe hatte zu einem geselligen Nachmittag im Zeichen des Erntefestes eingeladen. Im herbstlich geschmückten Raum und reich gedeckten Tischen wurde an die Erntezeit in der Heimat erinnert. So stand auch vor jedem Gedeck ein Pungelchen mit Brot.

Quakenbrück — Sonntag, 11. Dezember, 15.30 Uhr, im Saal der St.-Petrus-Gemeinde, Adventsfeier. Nach der Kaffeetafel wird der im Moment aktuellste Film vom russisch besetzten Ostpreußen (Königsberg, Tilsit, Kurische Nehrung) vorgeführt. Die einführenden Worte spricht Studiendirektor Bernhard Steffen. Dauer des Films 45 Minuten.

Rinteln — Sonntag, 4. Dezember, Adventsfeier im Gemeindesaal.

NORDRHEIN-WESTFALEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Harry Poley, Duisburg. Geschäftsstelle: Duisburger Straße 71, 4000 Düsseldorf, Telefon (02 11) 48 09 62.

Ennepetal — Sonnabend, 19. November, 19 Uhr, Gaststätte Höh (Sportlerklause), An der Esbecke, Grützwurstessen.

Düsseldorf — Busreisen: 11. bis 27. März 1978 nach Waidring/Tirol, Winterurlaub mit Halbpension, Komforthotel, Ausflüge nach Innsbruck und Salzburg, 768,— DM. 29. Juni bis 13. Juli nach Ostpreußen mit Übernachtungsschwerpunkten in Zoppot und Lötzen. Zwischenübernachtungen in Stettin, Warschau und West-Berlin. Ausflüge zur Frischen Nehrung, Frauenburg, Geneigten Ebene und Masuren sind vorgesehen. Interessenten sollten sich rechtzeitig an Landsmann Kohn, Jordanstraße 2, Telefon Nr. 02 11 / 44 27 62, wenden.

Köln — Donnerstag, 24. November, 19.30 Uhr, Kolpinghaus, St.-Apern-Straße/Ecke Helenenstraße, Dia-Vortrag „Gedenkstunde in Laboe, 24. Mai 1970". Außerdem werden nochmals Bilder von der Berlinfahrt zum Bestellen für die Teilnehmer gezeigt.

Unna-Königsborn und Holzwickede — Sonnabend, 19. November, 20 Uhr, Gaststätte Rehfuß, Unna-Königsborn, traditionelles Fleckessen der beiden Gruppen. Gäste und Freunde willkommen. Der Teller Königsberger Fleck wird 3,— DM kosten. Anschließend humoristische Vorträge und Tanz, Eintritt frei. Für Landsleute von außerhalb: Gaststätte Rehfuß ist Bushaltestelle der Linie 1 Werne—Unna.

Recklinghausen — Gruppe Tannenberg: Sonnabend, 26. November, 19 Uhr, Gaststätte Henning, Neumarkt, Heimatabend mit Lichtbilder-Vortrag „Ostpreußen heute".

HESSEN

Vorsitzender der Landesgruppe: Otto von Schwichow, Heinrich-Schütz-Straße 37, 3550 Marburg, Telefon Nr. (0 64 21) 4 79 34.

Darmstadt — Sonnabend, 19. November, „Zur Möwe", Willy Krate führt Dias von Ostpreußen, vom Leben und Treiben der Gruppe, den Reisen und Ausflügen vor. Damit verbunden ist ein Quiz um Städtebilder aus Ost- und Westpreußen. — Sonntag, 20. November, 10.30 Uhr, am Gedenkkreuz der Vertriebenen auf dem Waldfriedhof Gedenkstunde zum Totensonntag.

Dillenburg — Im kleinen Saal der Stadthalle fand eine Zusammenkunft der Kreisgruppe statt. Die Vorsitzende, Frau Franz, konnte zahlreiche Landsleute begrüßen. Zunächst wurden allgemeine Themen angesprochen. Hierbei konnte die Vorsitzende eine Einladung der Kreisgruppe Frankfurt/Main übermitteln. Die Fahrt nach Frankfurt soll Sonnabend, 4. März, stattfinden. Die diesjährige Weihnachtsfeier findet Freitag, 16. Dezember, 16 Uhr, in der Stadthalle statt. Hauptthema des Abends war das Referat „Land an der Weichsel" von Herrn Rasmus, der gebürtiger Westpreuße ist. Er verstand es meisterhaft, über die Geschichte Westpreußens und Land und Leute zu sprechen. Ergänzend zu seinen Ausführungen konnte Rasmus herrliche Filmaufnahmen zeigen.

Frankfurt am Main — Vom 5. bis zum 12. Mai 1978 wird ein Wochenausflug mit dem Bus in den Bayrischen Wald veranstaltet, Standort voraussichtlich Regen. Einzelne Ziele sind zum Beispiel Zwiesel, Arber, Passau, Regensburg, Landshut und das Donautal bis Linz. Bei einer Beteiligung von 40 bis 50 Personen beträgt der Preis (mit Halbpension) etwa 350,— DM. Voranmeldung ab sofort bei Landsmann Neuwald, Hügelstraße 184, 6000 Frankfurt (Main), Telefon 06 11 / 52 20 72, ab 17 Uhr.

Fulda — Sonnabend, 26. November, 15 Uhr, DJO-Heim, Ochsenwiese, Monatsversammlung. Es spricht der Bundesgeschäftsführer der Landsmannschaft Westpreußen, Lm. Schuch, über die weltbekannten Schichauwerften in Elbing und Danzig. Gäste willkommen.

RHEINLAND-PFALZ

Vorsitzender der Landesgruppe: Hans Woede, Am Zollhafen 10, 6500 Mainz, Telefon (0 61 31) 6 14 49.

Boppard — Die Gruppe eröffnete ihre Winterarbeit mit einem interessanten Bericht ihres Vorsitzenden über eine Reise nach Oberschlesien an Hand von Dias und Schmalfilmen, von denen die 38 Teilnehmer sehr beeindruckt waren. — Am 4. Dezember wird eine Adventsfeier stattfinden. — Für den 14. Januar ist ein Fleckessen im Hotel Lilie geplant. Anmeldungen bis zum 6. Januar bei Dr. Schlimm, Telefon Nr. 0 67 42 / 33 02.

Mainz — Sonnabend, 3. Dezember, Blindenheim, Untere Zahlbacherstraße, Adventsfeier.

BADEN-WÜRTTEMBERG

Vorsitzender der Landesgruppe: Erwin Seefeldt, Moltkestr. 55, 7410 Reutlingen 1, Tel. (0 71 21) 29 02 80.

Stuttgart — Sonnabend, 3. Dezember, 16 Uhr, Ratskeller-Saal, Marktplatz, Adventsfeier mit musikalischer Umrahmung, Ansprache Pfarrer Dr. Kowalewski. Ehrung treuer Mitglieder.

Ulm — Sonntag, 4. Dezember, Adventsfeier im „Guten Hirten" in Ulm-Böfingen.

BAYERN

Vorsitzender der Landesgruppe: Erich Diester, Baaderstraße 71, 8000 München 5.

Ansbach — Sonnabend, 26. November, 15.30 Uhr, Frühlingsgarten, Elternabend der Jugendgruppe mit Dia-Vorführung der Sommerfreizeit in Dänemark.

Kelheim — Sonntag, 4. Dezember, Adventskaffee.

Landshut — Mittwoch, 23. November, 15 Uhr, Bernlochner Radlerzimmer, Zusammenkunft der Frauengruppe. Vorsitzender Patschke wird von seiner Australienreise berichten. — Zum Erntedankfest machte das Spiel der Marktfrau, Käuferin und Sprecherin den Landsleuten viel Freude. Auch die Erntefrüchte wurden mit Dank entgegengenommen. Als Gäste konnte die Leiterin der Frauengruppe Ost-West München, Elfriede Jacubzig und weiter Landsleute aus München begrüßt werden.

Regensburg — Sonntag, 20. November, 14 Uhr, Totengedenken am Mahnmal der Heimatvertriebenen auf dem Zentralfriedhof. Anschließend daran um 15.30 Uhr, Staudinger Hof, Landshuter Straße, Heimatnachmittag.

Erinnerungsfoto (153)



Schule Weidicken, Kreis Lötzen — Unser langjähriger Leser Wilhelm Telker, der heute in Moers lebt, schreibt zu obiger Aufnahme: „Ich habe von meiner Ostpreußenfahrt eine Fotografie aus dem Jahre 1913 mitgebracht. Sie zeigt die Schulkinder der einklassigen Schule von Weidicken mit ihrem Lehrer Walter Boblitz, der 33 Jahre in Weidicken den Kindern das nötige Wissen beigebracht hat. Mit den meisten auf dem Foto stehe ich in Verbindung. Von einigen, die Weidicken nach der Schulentlassung verließen, weiß keiner etwas. Wer kann da helfen?" Zuschriften unter dem Stichwort ‚Erinnerungsfoto 153' an die Redaktion Das Ostpreußenblatt, Postfach 8047, 2000 Hamburg 13, leiten wir an den Einsender weiter. HZ

Aus den ostpreußischen Heimatkreisen . . .

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.

Gumbinnen

Kreisvertreter: Dipl.-Ing. Dietrich Goldbeck, Winterberger Straße 14, 4800 Bielefeld 14, Tel. (05 21) 44 10 55.

Dortmund, Sonnabend, 19. November, 14 Uhr, im katholischen Vereinshaus, Heroldstraße 13 (Nähe Hauptbahnhof), Familientreffen.

Stuttgart, Sonntag, 27. November, Kreistreffen. Zu dieser letzten Veranstaltung im Herbst 1977 laden wir herzlich ein. Beginn 10 Uhr im Restaurant Doggenburg, Stuttgart-Nord, Herdweg 117 (Omnibuslinie 43 bis Herdweg). Lm. Rusch berichtet über die Arbeit im Kreisausschuß, anschließend Aussprache. Unser Gumbinner Mitbürger Leichert, München, zeigt Filme über seine Reisen im Sommer 1976 und 1977 nach Ostpreußen und Pommern. Bitte bringen Sie auch die Freunde und interessierte Gäste mit.

Weihnachtsfeier in Berlin — Die Kreisgruppe Gumbinnen in Berlin begeht ihre Weihnachtsfeier am Sonntag, 4. Dezember, 16 Uhr, Parkrestaurant Südende, Steglitzer Damm 95, Berlin-Steglitz. Im Verlaufe des Nachmittags werden langjährige und aktive Mitglieder geehrt. Die anwesenden Kinder werden mit Geschenkpäckchen bedacht. Zur Vorbereitung dieser Feier bitten wir um Anmeldung der Teilnehmer mit Angabe der Kinder (Name und Alter) an Gretel Wuttke, Lückeweg 28/7, 1000 Berlin 48, Telefon 7 21 22 76. Der Unkostenbeitrag beträgt für Mitglieder 2 DM, für Nichtmitglieder 3 DM. Alle Besucher erhalten dafür Kaffee und Kuchen sowie eine Damen- bzw. Herrenspende.

Königsberg-Stadt

Amt. Stadtvors.: U. Albinus, Bonn, Tel. (0 22 21) 62 31 08. Geschäftsstelle: Merowinger Straße 55, 4000 Düsseldorf, Tel. (02 11) 33 40 97. Kartei: Haus Königsberg, Mülheimer Str. 39, 4100 Duisburg, Tel. (02 03) 28 13 21 51.

Gemünzt zu Königsberg — So lautet der Titel des ersten Werkes der Prussia-Schriftenreihe, das der Sachverständige der Münzkunde, Dr. Günther Meinhardt, verfaßt hat. Es kostet 12,80 DM und eignet sich vorzüglich als weihnachtliche Gabe. Das Buch ist im Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, erschienen. Gerade aber der Numismatiker wird aus dem Werk wertvolle Anregungen gewinnen können. Es enthält die Geschichte der ein halbes Jahrtausend arbeitenden Münzwerkstätte zu Königsberg. Ab 1584 befand sich diese etwa an der Ecke der Junker- und Münzstraße. Dr. Meinhardts Arbeit ist aber zugleich ein Beitrag zur Geld- und Finanzgeschichte Ostpreußens und damit ein Werk der politischen Dokumentation. Die Erzeugnisse der Königsberger Münze können Sie bis zum 27. Januar im Haus Königsberg, Duisburg, Mülheimer Straße 39, während der Besichtigungszeiten der musealen Sammlungen im Rahmen der von Dr. Meinhardt dort ausgestellten „Preußischen Münzensammlung" betrachten. Diese Ausstellung enthält Münzen, die in Königsberg, Elbing, Danzig, Thorn, Bromberg und Berlin in fünf Jahrhunderten geprägt wurden. Dort liegt auch die Nachprägung des Guldentalers des Herzogs Georg Friedrich von 1586 aus.

Ponarther Mittelschule — Zu einem vorweihnachtlichen Treffen finden sich die Ehemaligen am Sonnabend, 26. November 15.30 Uhr im Café Alsterufer, Hamburg, zusammen. Ponarther Gäste sind willkommen. Edeltraut Klein, Kassenverwalterin, erinnert an den Beitrag für 1977.

Königsberg-Land

Kreisvertreter: Fritz Löbert, Spannstraße 22, 4600 Dortmund 14, Telefon (02 31) 23 09 95.

Der Kreisausschuß tagte in Minden. Der Kreisvertreter begrüßte die Kreisausschußmitglieder, den Kreisältesten Bruno Kerwin und vom Patenkreis Minden-Lübbecke Kreisverwaltungsrat Duffert und Herrn Brandes. Am Sonntag nahm auch Kreisdirektor Meyer an unserer Sitzung teil. Er überbrachte uns die Grüße des Landrats und des Oberkreisdirektors. Eine umfangreiche Tagesordnung konnte erledigt werden. Franz Abb wurde mit dem Verdienstabzeichen geehrt. Herbert Ziesmann und Herr Brandes erhielten für vorbildlichen Einsatz, insbesondere für die Arbeit in der Heimatstube, das Buch „Jokehnen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland?" Es wurden folgende Beschlüsse gefaßt: 1. Bedürftige Landsleute aus unserem Heimatkreis, die in Mitteldeutschland leben, erhalten ein Weihnachtspäckchen. Wer Anschriften weiß, möge diese bitte umgehend Herrn Brandes, Kreisverwaltung, Portastraße 13, 4950 Minden, mitteilen. 2. Die Heimatkreiskartei wird nach Minden verlegt. Näheres darüber wird nach Vollzug bekanntgegeben. 3. Unser nächstes Heimatkreistreffen findet am 21. und 22. Oktober 1978 in Minden, Hotel Bad Minden, statt. Bitte schon jetzt diesen Termin vormerken.

Ortelsburg

Amtierender Kreisvertreter: Gustav Heybowitz, 4791 Thüle über Paderborn, Telefon (0 52 58) 78 82.

Treffen der Ortelsburger Schüler — Das diesjährige Treffen der beiden Oberschulen fand in Kiel statt. Die in Kiel ansässig gewordenen Kameraden hatten für einen angenehmen Aufenthalt gesorgt. Trotz der extrem nördlichen Lage des Treffpunkts kamen die Ehemaligen aus allen Teilen der Bundesrepublik Deutschland angereist. Der frohen Gesellschaft rief der Vorsitzende, Wolfgang Dünnbier, herzliche Willkommensgrüße zu. Einige hatten Grußadressen gesandt. Der ehemalige Kreisvorsitzende, Max Brenk, und der Ehrenvorsitzende der Hindenburg-Schüler, Walter Psolla, waren durch Krankheit verhindert und hatten Grüße übermittelt, für die Kreisgemeinschaft übermittelte der kommissarische Kreisvertreter Gustav Heybowitz Grußworte. Nach einem gemeinsamen Abendessen begann der gemütliche Teil. Eine besondere Überraschung war das Erscheinen eines Fotografen, der zwei Gruppenaufnahmen zur Erinnerung an das Treffen machte. Bei froher Plauderei und Austausch von Erinnerungen saß man noch lange zusammen.

Kreistreffen — Trotz der recht späten Jahreszeit kamen etwa 200 Ortelsburger nach Ratzeburg ins Gildehaus. Helmuth Schipper und seine Freunde hatten das Wiedersehen gut vorbereitet. Ein Bericht folgt.

Osterode

Kreisvertreter: Hans Strüver, Schützenwall 13, 3330 Helmstedt, Telefon (0 53 51) 3 20 73.

Kreisbuch Osterode — Mit dem Druck unseres Kreisbuches ist begonnen worden. Das Buch wird 960 Seiten mit etwa 120 Bildern enthalten. Es kostet im Vorkauf 29,80 DM einschließlich Porto- und Versandkosten. Dieser Preis gilt

Fortsetzung auf Seite 21

Fährmann ahoi!

Fritz Burchardi verbindet die Havelufer miteinander



Wichtig für den Verkehr: Fähre damals in Ostpreußen . . .

Wie macht Ihr Ostpreußen das eigentlich?" hat mich unlängst jemand aus einer süddeutschen Stadt gefragt. „Uberall, wo man hinkommt oder hineinschaut, steht Ihr mitten im Leben drin, ganz oben zumeist, und seid doch als Flüchtlinge oder Vertriebene oder wie man es nennen will, angeblich mit ‚Nichts' in den Westen gekomen!"

Der nachstehende Bericht könnte eine Antwort auf diese Frage sein. Er handelt von der Leistung eines Mannes, oder, genauer gesagt, einer ostpreußischen Familie, die vor kurzem den Höhepunkt... einen gewissen Höhepunkt eines jahrelangen Schaffens festlich begehen konnte. Und ausgerechnet Berlin — natürlich West — wo jeder Neubeginn, wie man sagt, besonders schwer zu bewältigen ist, bietet sich als Ort der Handlung an.

Was geschah dort?

Da wurde am Ufer der Havel in Spandau der Neubau eines Fährschiffes, bedeutsam in seiner Größe, in Dienst gestellt.

Also ist es ein Fährmann, von dem die Rede sein soll? So könnte man sagen. Ursprünglich kommt Fritz Burchardi — um gleich den Namen zu nennen — aus einem anderen, freilich in seiner Art ähnlichen Beruf: In seiner ostpreußischen Heimat war er Boydakschiffer. Fluß- oder Kahnschiffer könnte man vereinfachend sagen, für diejenigen Leser, denen der Begriff „Boydak" unbekannt ist. Der Heimathafen war Untereißeln am Memelstrom, nahe bei Tilsit; noch näher lag die kleine Stadt Ragnit mit der gewaltigen Ordensburg. Aber ob Schiffer oder Fährmann, beide haben etwas mit Flüssen zu tun. Nur mit dem Unterschied: die Schiffer fahren flußab und flußauf, während die Fährleute ihren festen Standort haben an einem der Ufer, rechts oder links. Was sie gemeinsam haben ist das: Der Winter zwingt ihnen eine Ruhepause in ihrem Erwerbsleben auf.

Hol über!

Schiffe und Schiffer hat es seit grauer Urzeit, seit Noah seine Arche baute, gegeben, und vom Beruf eines Fährmannes künden uns alte Mythen. In der Vorstellung der Griechen mußten die Toten auf ihrem Weg in die Unterwelt den großen Strom, den Acheron, überschreiten. Mit seinem Nachen hielt sich für sie der Fährmann Charon bereit, sie überzusetzen, wofür er sich als Lohn den „Obolus" nahm, den man den Toten in den Mund gelegt hatte. Da fällt mir ein: Im Großen Mossbruch am Kurischen Haff, zwischen Deime und Gilge, wurden manchenorts die Abgeschiedenen im Kahn, natürlich eingesargt, zum Friedhof gefahren.

Um aber beim Thema zu bleiben: Auf den Wasserstraßen, die Fritz Burchardi mit seinem einmastigen Boydak — Tragfähigkeit 280 Tonnen — besegelte, zwischen Kowno und Königsberg, zwischen Tilsit und Memel, gab es zahllose Fähren. Personen wurden mit dem Handkahn rudernd übergesetzt. Für Wagen, mit Pferden bespannt — seit den ersten zwanziger Jahren trat auch allmählich das Auto ins Bild — gab es die sogenannten „Gier-Fähren". Sie hingen zumeist an einer Laufrolle, an einem durch den Fluß gespannten Seil oder einer Kette; durch Schräghalten der Fähre wurde ein Strömungsdruck erzeugt, der die Fähren zum anderen Ufer bewegte.

Solche Fähren gab es über den Memelstrom bei Schmalleningken, bei Trappönen, über die Gilge bei Lappienen und Tavellningken, bei Nemonien über den Nemonienstrom, um nur einige, die für den Verkehr besonders wichtig waren, zu nennen. Eine einzige, mit Dampfmaschinenkraft getriebene Fähre habe ich in Ostpreußen kennengelernt. Sie fuhr in Memel von der Dangemündung (Noderhuk) über das Memeler Tief nach Sandkrug hinüber. Für einige Tage war ich als Siebzehnjähriger ihr Kapitän, weil der Eigentümer verreisen mußte.

So war denn der Ruf „Fährmann Ahoi", oder einfach „Hol über!" keine Seltenheit, wenn er über das Wasser hallte, zu allen Tageszeiten und nicht selten auch in der Nacht, wenn zum Beispiel ein Arzt zu einem Kranken am jenseitigen Ufer gerufen wurde. Für den Fährmann war es sozusagen eine heilige Pflicht, dem Ruf unverzüglich Folge zu leisten.

Vielleicht trug der Schiffer Fritz Burchardi diesen Ruf noch im Ohr, als er mit seiner Familie (seiner Frau, drei Söhnen und einer Tochter) aus russischer Gefangenschaft nach Berlin kam. Es ist anzunehmen, denn er hat schon seine erste Motorfähre, mit der er seit Beginn der sechziger Jahre über die Havel fuhr, einfach und schlicht „Hol über" genannt.

Schon im Taxi, das mich vom Berliner Flughafen als eingeladener Gast des einstigen Schiffers nach Spandau an die Havel brachte, erfuhr ich einen wichtigen Teil der Lebens- und Familiengeschichte aus dem Munde des Gastgebers, der mich abgeholt hatte.

Im Ersten Weltkrieg bereits hatte es zum Konzept der Kriegführung gehört, die Tonnage der vorhandenen Binnenschiffe, insonderheit der Boydaks, als Transportmittel auszunutzen. Von „Segeln" konnte dabei keine Rede sein. Truppen- und Nachschubtransporte zwischen Tilsit und Kowno mußten beweglich sein, und deshalb wurden für Berg- und Talfahrt Schleppzüge zusammengestellt. Da die Maschinenkraft der vorhandenen Schleppdampfer nicht ausreichte — sie konnten höchstens drei Fahrzeuge zugleich auf den Haken nehmen — wurden zwei „Riesen" aus Hamburg geholt: Die „Hanseat" und die „Archimedes".

Das alles kenne ich noch aus eigener Erfahrung.

Im letzten Krieg scheint es ähnlich gewesen zu sein. Die Boydaks vom Memelstrom wurden von der Heeresleitung gechartert und die Schiffer als Eigentümer der Fahrzeuge wurden dienstverpflichtet. Sie waren dafür vom aktiven Kriegsdienst befreit. Aber schließlich kam das bittere Ende.

Für Burchardi ergab es sich, daß er mit seinem Boydak in Pillau war, wo er von den Russen — er hatte auch seine Familie an Bord — überrascht wurde, so daß es kein Entkommen mehr gab. Immerhin kam etwas dabei heraus, was als positiv zu bewerten war. Die Russen fanden alsbald heraus, daß auch sie die Kähne für ihre Zwecke gebrauchen konnte, ja, daß sie sogar eine Notwendigkeit waren. Und weil die Fahrzeuge ohne Besatzung nutzlos waren, die Sowjets aber keine Männer aus ihren eigenen Reihen zur Verfügung hatten, die von Schiffahrt etwas verstanden, wurden die Eigentümer und ihre Helfer ebenfalls „dienstverpflichtet" und fuhren in jeder Beziehung ganz gut dabei, nach dem Prinzip, daß man „dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden darf". Auch die Familien, die Frau und die Kinder, konnten ungeschoren an Bord verbleiben. So ging es einige Jahre hindurch. Inzwischen war man von sowjetischer Seite darauf gekommen, Wolgaschiffer nach Ostpreußen kommen zu lassen, wonach man der Hilfe der Deutschen nicht mehr bedurfte. Großmütig und großzügig ließ man sie angesichts ihrer guten Dienste in den Westen ausreisen.

Der Weg in die Freiheit führte die Familie Burchardi nach Leipzig. Aber was konnte eine Schifferfamilie schon berufsmäßig gesehen dort beginnen. Der nächste große Strom war die Elbe, und so strebte man danach, dorthin zu gelangen. Aber es zeigte sich, daß es dort auch keine Möglichkeit gab, sich das tägliche Brot auf dem Wasser zu verdienen. Man tat, was man konnte, um am Leben zu bleiben.

Vielleicht war es eine Eingebung aus höherer Warte — so etwas gibt es meiner Erfahrung gemäß —, daß es die Familie Burchardi nach Berlin hinzog.

Die große Chance

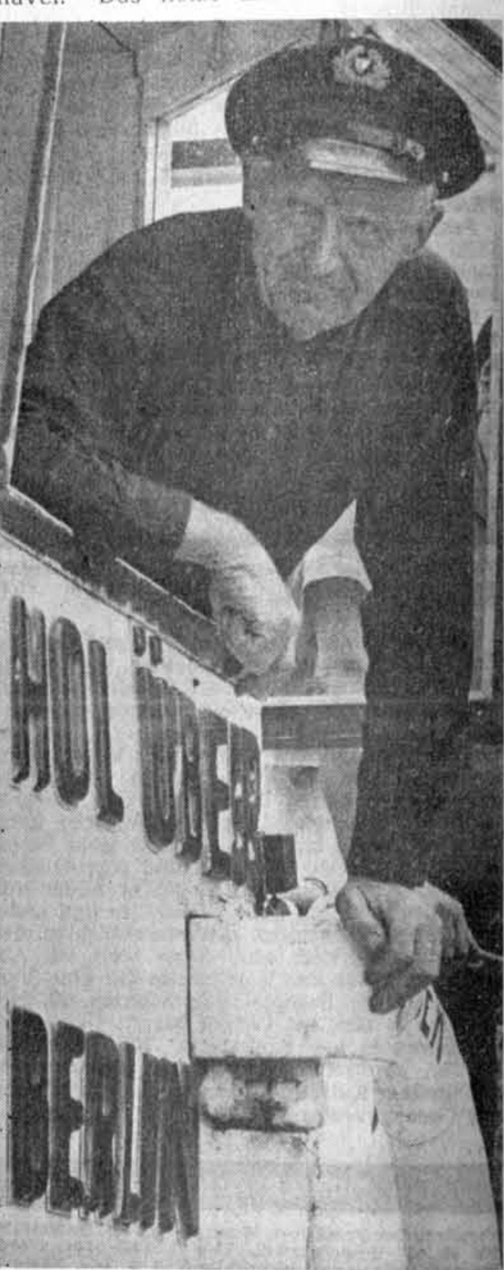
Der bedeutendste Nebenfluß der Elbe rechtsseitig ist die Havel. Sie kommt aus Mecklenburg und trennt auf ihrem Weg durch Berlin Spandau von Tegel. Die Berliner lieben ihre Spree und lieben die Havel, aber hier in Spandau war sie ein Verkehrshindernis. Als einzige Möglichkeit, dieses Hindernis zu überwinden, kam nur eine Fähre in Frage, und die gab es denn auch, aber für den Besitzer derselben war sie nicht ertragreich genug, an einer ländlich wirkenden Stelle zwischen Hakenfelde und Tegelort.

Viele Ostpreußen, wo sie auch hinkommen, suchen bewußt oder auch unbewußt die Nähe des Wassers, den See oder den Fluß, und sie siedeln sich mit Vorliebe dort an, soweit es möglich ist und den Umständen entspricht. Bei Fritz Burchardi war es mehr als das. Als alter erfahrener Schiffer, von Generationen her, trug er die Überzeugung in sich, nur in Verbindung mit Schiffahrt eine neue Existenz finden und aufbauen zu können. Die Entdeckung der Fähre weckte eine neue Hoffnung in ihm, beflügelte seine Energie, mit der er auf sein Ziel zusteuerte. Er suchte ein Gespräch mit dem Mann, dem die Fähre gehörte, und — um es kurz zu fassen: Es kam zwischen den Männern zu einem Vertrag. Burchardi wurde Pächter der Fähre; später ging sie in sein Eigentum über. Große Einnahmen brachte sie ihm vorläufig nicht. Doch instinktiv hatte er das Rechte getan, einen Zipfel vom Gewand Fortunas ergriffen. Die Göttin war ihm freundlich gesinnt. Lag es an seinem Wesen, seiner freundlichen Art, seiner Hilfsbereitschaft, daß die Zahl der Leute, der Wagen allmählich zunahm?

Eines Tages hatte ihn und seine Fähre die Berliner Presse entdeckt. War es Zufall? Hatte er nachgeholfen? Am 12. August 1963 konnte man in einer Zeitung lesen: „Nachdem die Autofähre ‚Hol über' zwischen Tegelort und Hakenfelde ihr zweijähriges Jubiläum heil überstanden hat, bin ich mir sicher: Man sollte ein Auto nehmen oder eins mieten oder Autofreunde mobilisieren. Man sollte an einem schönen Wochenende hinausfahren, sich in die Schlange wartender Autos einreihen, eine Mark oder ein bißchen mehr berappen und sich übersetzen lassen . . .", und weiter unten: „Es ist ja nicht allein wegen der erheblichen Abkürzung; es ist wegen des Vergnügens . . . ; die nächste Fähre ist ein paar hundert Kilometer weit weg."

Und fünf Jahre später die „Berliner Morgenpost": „Kennen Sie ‚Hol über'? Das ist ein Allerweltskerl, dem sich alliierte Schützenpanzer ebenso anvertrauen wie zivile Hundehalter. Schnell ist ‚Hol über' nicht, dafür aber unsinkbar, bullig ‚amtlich geprüft und wegen des hiesigen Seltenheitswertes schon unzählige Male fotografiert. ‚Hol über' ist die öffentliche Wagen- und Personenfähre, die täglich auf der Oberhavel hin und her schippert, zwischen dem Allemannenufer in Hakenfeld und der Jörsstraße in Tegelort." Die Überschrift lautet: „Havel-Fähre erspart 32 Kilometer Umweg."

Im Juli 1973 heißt es bereits in der gleichen Zeitung: „Tag für Tag schippert Fährmann Wolfgang Burchardi über die Oberhavel." Das heißt mit anderen Worten.



Der Ostpreuße Fritz Burchardi

Fritz Burchardis zweiter Sohn Wolfgang hat die Regie übernommen. Er ist es auch, der zu der Einsicht kam, daß ein neues, größeres Fährschiff gebaut werden müßte, die „Hol über II". Er selbst erarbeitete auf das genaueste die Entwürfe, brachte viele Verbesserungen an, und sein älterer Bruder, der Schiffbauer gelernt hatte, setzte die Gedanken und Wünsche in die Praxis um. Der neue Havelriese, Kostenpunkt 500 000 Mark, kann insgesamt vierzig Tonnen Last aufnehmen und somit auch schwere Lkw übersetzen. Er wird von zwei Dieselmotoren mit jeweils 35 Pferdestärken angetrieben. Und auch im Führerhaus hat die moderne Technik Einzug gehalten. Künftig werden die Rampen nicht mehr wie bisher mit Ketten von Hand gehoben und gesenkt, sondern elektromagnetisch bewegt. Dreiundzwanzig wasserdicht abgeschottete Zellen im Rumpf sorgen dafür, daß die Fähre im Fall einer Kollision schwimmfähig bleibt.

Und Fritz Burchardi, der Vater? Er ist glücklich über den Erfolg. Doch hat der Dreiundsiebzigjährige sich nicht etwa zur Ruhe gesetzt. Nahe am Ufer steht eine Gastwirtschaft, die anscheinend unter seiner Regie einbringsam wirkt. Außerdem hat er zahlreiche Ruderboote, mit denen den Berliner zur Sommerzeit auf der Havel ihr Vergnügen finden, in Aufsicht und Pflege übernommen. Rüstig und frisch und immerzu irgendwie tätig, wird er wohl mit seiner Familie noch viele glückliche Jahre verleben, bis auch er am Ufer des großen Stromes steht und sein ‚Hol über!' ins Jenseits sendet, dorthin, von wo niemand wiederkehrt.

. . . und heute in Berlin: **Neubau in Dienst gestellt**

Nicht in der Muttersprache

Meisterwerk eines polnischen Schriftstellers wurde jetzt in Deutschland herausgegeben

Unlängst erst ergab sich für uns die Gelegenheit, und zwar durch einen Beitrag über den Geschichtsablauf der Stadt Posen im Ostpreußenblatt, neuerlich von dem Umstand Kenntnis zu nehmen, daß es vornehmlich deutsche Verleger und Freunde literarischer Schöpfungen in Deutschland waren, die den Werken polnischer Dichter zuerst zum Durchbruch verhalfen; beispielhaft dafür wurde der Name Mickiewicz genannt, an dessen Ruhm in Posen ein Denkmal erinnert. Erst dann, als Mickiewicz im deutschsprachigen Raum und in Frankreich zu einer Berühmtheit geworden war, ging seinen Landsleuten ein Licht dafür auf, welch großer Sohn ihrem Vaterland entsprossen war.

Ähnlich verhielt es sich, um ein weiteres Beispiel zu nennen, mit dem großartigen Epos des polnischen Schriftstellers Wladyslaw St. Reymont „Die Bauern". Der große Publikumserfolg dieses Werkes ging in den Zwanziger Jahren von Jena aus. Der stets wache Spürsinn für dichterische Leistungen des Verlegers Eugen Diederichs gab den Anstoß dafür. Er gab das Buch als deutschsprachige Ausgabe heraus, ehe der Name des Verfassers seinen Landsleuten auch nur annähernd geläufig war, wenn ich recht unterrichtet bin. Der Roman ist heute noch lieferbar.

Der fast schon zu langgeratenen Vorrede kurzer Sinn: Der Roman eines polnischen Schriftstellers unserer Tage, der in seinem Heimatland und in seiner Muttersprache aus politischen Gründen nicht gedruckt werden darf, wird sich höchstwahrscheinlich in Gestalt der deutschsprachigen Ausgabe, soeben erschienen im österreichischen Zsolnay-Verlag, einen ansehnlichen Leserkreis erobern. Der Titel: „Katharina oder Alles verwehen wird der Schnee". Der Autor Wlodzimierz Odojewski, — damit schließt sich gewissermaßen ein Ring — wurde in Posen, nahe bei dem Standbild des von den Polen heute noch verehrten Dichters Mickiewicz — geboren.

Der Roman — der, wie bereits erwähnt, in Polen nicht erscheinen darf, weil er Ereignisse offenlegt, die von den polnischen wie auch den russischen Historikern hartnäckig verschwiegen werden — erinnert in Aufbau und Stil an die unvergessenen Werke von Dostojewski und Tolstoi, nur mit dem Unterschied, daß er sozusagen in geschichtlicher Gegenwart angesiedelt ist. Was den Verfasser besonders sympathisch macht: Für den Haß und die Zerstörung zieht er nicht den einzelnen Menschen oder eine Nation zur Verantwortung, sondern Umstände, die allgemein außer Kontrolle geraten sind. Doch der Brudermord des polnischen Volkes und das Martyrium von drei Millionen Menschen wird damit nicht aus der Welt geschafft.

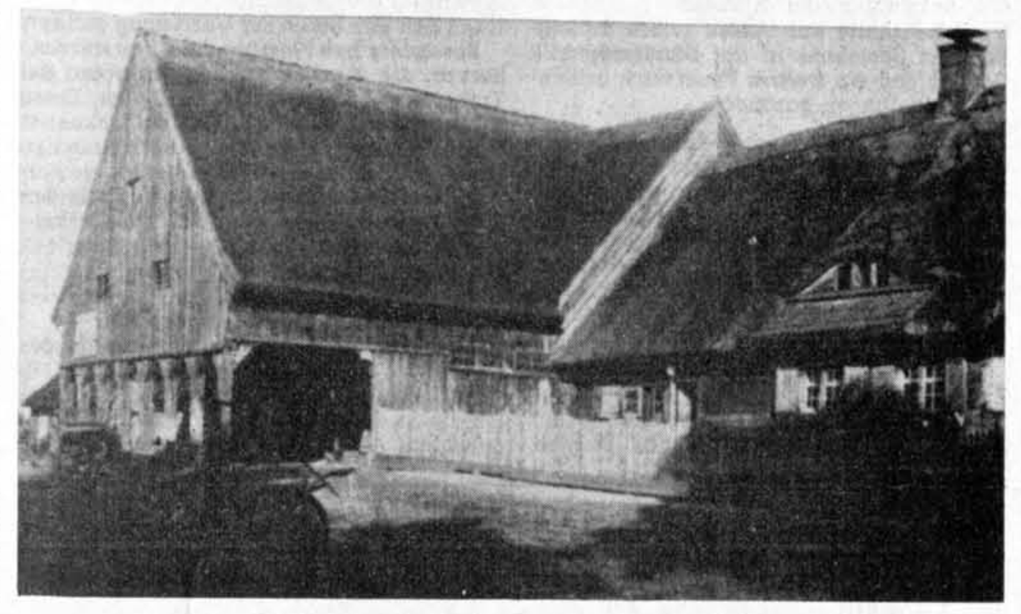
In den Mittelpunkt und als Träger der Handlung hat der Autor zwei junge Vettern gestellt, Pawel und Pjotr, Söhne wohlhabender ukrainischer Grundbesitzer, die leidenschaftlich in die schöne Katharina verliebt sind, deren Mann, Offizier der polnischen Armee, von den Russen in Katyn ermordet worden ist. Man schreibt das Jahr 1943, und Polen, das die russischen Massaker erlebt hat und von den Deutschen besetzt ist, zerfleischt sich selbst in heftigen und im Grunde sinnlosen Partisanenkämpfen, die zum Teil über Waffen verfügen, die von den Engländern abgeworfen, zum Teil von den Russen eingeschleust werden. Immer neue Gruppen von gegeneinander Kämpfenden formieren sich, halten Prognome ab mit dem Ziel, die Elite des polnischen Volkes zu vernichten, machen vor Frauen und Kindern nicht Halt und zünden die Wohnstätten an, morden und plündern und tauchen in den Wäldern unter. Die in Jahrhunderten immer aufs neue genährten Haß- und Rachegefühle zwischen Polen, Ruthenen, Litauern, Juden, Deutschen und Russen brechen aus und schaffen eine Weltuntergangsstimmung ohnegleichen.

Pawel, Sohn eines höheren polnischen Offiziers und jüngerer Bruder des in Katyn Ermordeten und sein Vetter, der blutjunge Pjotr, werden ebenfalls in den Strudel der Ereignisse hineingerissen. Ihre Liebe zu Katharina macht sie zu Rivalen. In der Verstörtheit ihres Gemüts gibt sich Katharina zuerst Pjotr, dann mehrmals Pavel hin, verläßt aber mit ihrer Mutter das einstmals gemeinsame, von den Partisanen zerstörte und geplünderte Heim in einem Anflug von seelischer Not und Verzweiflung ohne Spuren zu hinterlassen. Pjotr lebt in dem Glauben, sie wäre bei Pawel und dieser sucht verzweifelt nach Pjotr in der Annahme, Katharina bei ihm oder zumindest in seiner Nähe zu finden. Bis er die Wahrheit erfährt: Daß Katharina von Partisanen aufgegriffen, vergewaltigt und in ein Soldatenbordell verschleppt worden ist. Die Unrast und Angst treibt die Vettern in die Wälder und Sümpfe, wo sie sich rivalisierenden Banden anschließen. Ihre Geschichte, in der sich das Auseinanderbrechen alter Sozialstrukturen ebenso spiegelt wie die allgemeine Brutalisierung, endet beinahe apokalyptisch.

Eine Leseprobe mag zu erkennen geben, wie es in Pawels Innerem aussah: „Pawels Gedächtnis war unerbittlich, und unvermittelt hatte es ihm wieder den Mord in der Orangerie von Czuprynia vor Augen geführt, als Gawryluk — die Abwesenheit von Czerestwienski ausnützend — einen bewaffneten Überfall auf das Herrenhaus unternommen hatte. Und er hatte sich an Frau Irena erinnert, an die Freundin von Pjotrs Onkel, die ihnen nach dem Französischunterricht immer von der herrlichen Stadt Paris und von den Loireschlössern erzählt hatte, von den Ruinen Karthagos und von den vielen anderen Ruinen, die sie mit ihm besichtigt hatte, als sie ihn auf seinen Reisen begleitete, gemeinsam mit ihrem damals noch lebenden Mann, Pjotrs nachmaligem Musiklehrer; Pawel hatte daran denken müssen, daß Irena große verträumte Augen gehabt hatte, Augen, wie sie manche Russinnen aus dem hohen Norden haben, und er hatte daran denken müssen, wie Irena auf dem Fußboden zusammengekrümmt dagelegen war, als man sie in jenem Teil der Orangerie fand, den das Feuer verschont hatte, und wie man sie verstohlen fortgetragen hatte, um der Toten das Gerede über die Schmach zu ersparen, die sie vor dem Tod hatte erdulden müssen. Auch an die feuchte Traurigkeit der Novembererde hatte er denken müssen, an den Geruch von Regen und Nebel, der aus dem offenen Grab emporstieg, als man den Sarg hinabließ."

Pawel verläßt nach einer letzten Begegnung mit Pjotr endgültig sein Gut; die heranrollenden russischen Panzer im Rücken, umzingelt von ukrainischen Banden, vor sich die deutschen Truppen auf dem Rückzug, auf seinem Pferdewagen in einem Sarg aus Eis die Leiche seiner Mutter. Er wird sich zu den polnischen Partisanen durchschlagen, doch gegen wen sie kämpfen, das bleibt offen. **Paul Brock**

Wlodzimierz Odojewski, Katharina oder Alles verwehen wird der Schnee. Roman. Aus dem Polnischen übersetzt von Gerda Hagenau und Rudolf von Jouanne. Paul Zolnay Verlag. 436 Seiten, Leinen, 35,— DM.



Im 18. Jahrhundert erbaut: Markushof in Westpreußen

Foto aus „Die Backnanger Mennoniten"

Nützliche Lektüre für stille Stunden

Wer und was sind Mennoniten? — Kolonien in der Elchniederung und in der Weite Rußlands

Es ist nicht uninteressant, dazu aufschlußreich und in gewisser Weise auch nützlich, eine Lektüre für stille Stunden zu wählen, deren Titel auf keiner Bestsellerliste steht und auch nicht auf den Literaturseiten der Zeitungen zu finden ist, aber über Menschenschicksale mehr auszusagen vermag als die oben genannten.

Ein solches Buch, in schlichtem Gewand und unauffälliger Aufmachung, ist die Broschüre über die „Backnanger Mennoniten".

Wer und was sind die Mennoniten? Ihre Zahl ist groß und sie leben über die halbe Welt verbreitet. Fast liegt es nahe, ihr Schicksal mit dem der Israelis zu vergleichen. In ihrer Beziehung zu den christlichen Religionsgemeinschaften werden sie als „Sekte" bezeichnet. Ihr Begründer, Menno Simons, führte bei den Gläubigen, die sich um ihn scharten, die Erwachsenen-Taufe ein. Als dritter Zweig neben Lutheranern und Reformierten verbreiteten sich die „Täufer" trotz Verfolgung sehr schnell in der Schweiz, in Süddeutschland und in den Niederlanden, durch Auswanderung aber auch in der Weichselniederung von Graudenz bis Danzig. Sie waren tüchtige, fleißige Menschen, in der Niederung lebten sie als Landwirte, hauptsächlich als Tabakbauer, in Danzig vorwiegend als Branntweinbrenner. Ihre Lehre verbot ihnen zudem den Gebrauch von Waffen und den Kriegsdienst.

Insbesondere in der Grafschaft Rautenburg an der Gilge bildeten die Mennoniten eine kleine, geschlossene Kolonie.

Friedrich Wilhelm I., immer darauf bedacht, tüchtige, arbeitsame Leute für seine Provinz Ostpreußen zu gewinnen, bewog 1721 durch Einwanderungspatente Mennoniten aus dem Kulmerland und der Gegend von Graudenz, sich im Amt Tilsit niederzulassen. Er gestand ihnen zu, nicht Soldaten werden zu müssen. Außerdem wurde ihnen die Ausübung ihres Gottesdienstes gestattet. Die preußischen Behörden rühmten denn auch den Fleiß der neuen Ansiedler, bemerkten aber mit Unbehagen, daß auch das lutherische Gesinde an den Andachten teilnahm. Lutheraner traten aus der Kirche aus und schlossen sich den Mennoniten an. Der Argwohn kam auf, daß sie es nur darum taten, um nicht Soldat werden zu müssen und der König verbot allen lutherischen Untertanen den Schritt ins Abseits ihrer ererbten Glaubensgemeinschaft.

Die Sache nahm gefährliche Formen an, als preußische Werber trotz Verbots fünf Mennoniten zur Potsdamer Riesengarde preßten. Auf dringende Bitten der Mennoniten verfügte der König zwar die Freilassung, hatte aber danach einen Zorn auf die „Schelmennation, die nicht Soldaten werden können", und als die verärgerten Mennoniten ihre Pachtverträge kündigten, antwortete der (124) mit der Ausweisung zuerst nur derjenigen, die an dem „Streit" beteiligt waren. 1732 wurde die Ausweisung aller Mennoniten aus dem Königreich Preußen vollzogen. Zwar hob Friedrich der Große das Edikt seines Vaters auf, aber das gute Verhältnis aus den Jahren des Beginns war anscheinend dahin.

Die Zarin Katharina II. brauchte Siedler für die den Türken abgenommene Ukraine. Jedem Siedlungswilligen wurden etwa 60 ha Land versprochen. Ein Abgesandter der Zarin, Georg von Trappe, warb in Danzig und in Westpreußen und hatte insonderheit bei den Mennoniten Erfolg.

Aufgrund der günstigen Berichte zogen schon 1787 einzelne Familien und 1788 der erste größere Auswanderungstreck mit 152 Familien nach Rußland. Sie gründeten die Kolonie Chortitza am Ufer des Dnjepr und auf der gleichnamigen Insel. In den nächsten Jahren folgten noch rund 250 Familien dorthin. Zar Paul gewährte nach längeren Verhandlungen im Jahre 1800 das Gnadenprivileg, darin ihnen zugesichert wurde, vom Wehrdienst befreit zu bleiben, ihre Religion freiausüben zu dürfen. Auch von einer Eidesleistung waren sie befreit. (Die Mennoniten lehnten den Eid aus Glaubensgründen ab.)

Als dieses Gnadenprivileg in West- und Ostpreußen bekannt wurde, wanderten 1803 und 1804 über 2000 Familien aus. Sie siedelten sich am Fluß Molotschnaja nördlich des Asowschen Meeres an. Später wurden an der Wolga zwei weitere Kolonien gegründet. Weitere Aufnahmeländer waren Galizien und Polen.

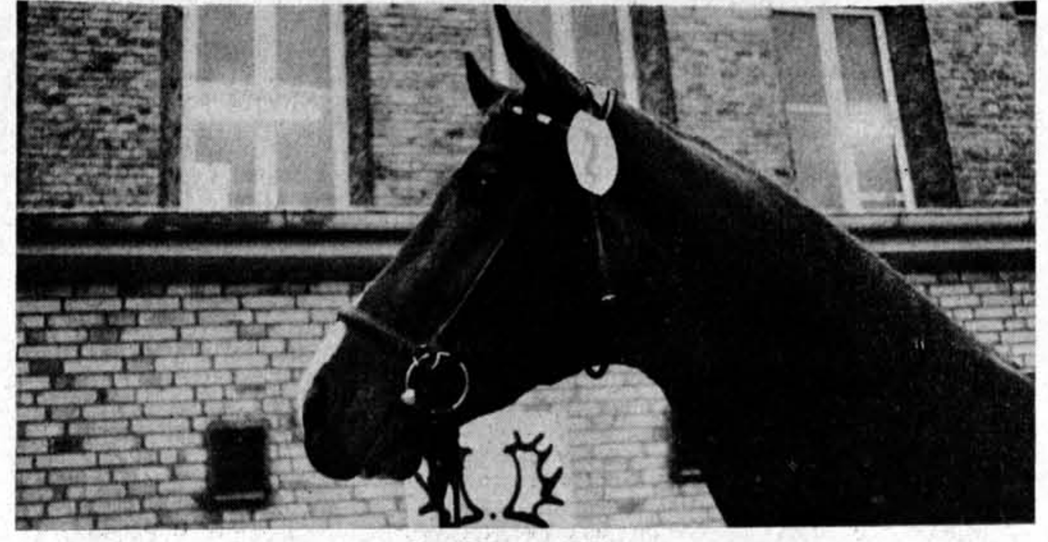
Mit der russischen Revolution zogen Not und Verderben in den mennonitischen Kolonien ein; dazu gestellte sich Hungersnot, sie forderte Opfer an Gesundheit und Leben. Deportationen von Männern und Frauen getrennt machten das Maß der Verfolgungen voll. Nicht lange nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges befahl Stalin, alle Sowjetbürger deutscher Nationalität in den fernen Osten zu bringen, doch wegen des schnellen Vordringens der deutschen Truppen konnte dieses Vorhaben nur teilweise verwirklicht werden.

Wie alle 350 000 Volksdeutsche der Ukraine verließen auch die Mennoniten das Land. Im Treck zogen die Bewohner tausend Kilometer nach Westen. Im März 1944 kamen sie im Warthegau an. Viele von ihnen hatten den Wunsch, nach Übersee auszuwandern. Viele von denen, die geblieben sind, fanden 1953 in Backnang eine neue Heimat. **Hans Ulmer**

Horst Klaassen, Die Backnanger Mennoniten. Von Galizien, Preußen und Rußland nach Württemberg. Herausgegeben von der Mennonitengemeinde Backnang. 176 Seiten, 9 Abbildungen, 6 Kartenskizzen, broschiert 7,80 DM.



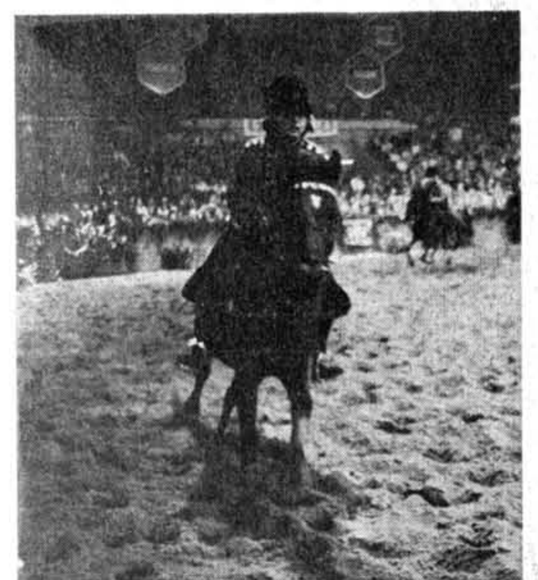
Non-Stop-Programm: Dressur



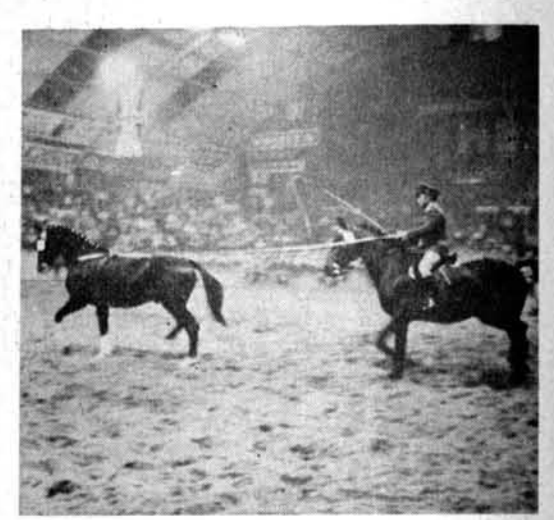
Rasse: Grandezzo, Reservesieger der Körung 1977



Anerkennung: Minister Günter Flessner



Hinreißend: Kleine Kosaken aus Holstein



Disziplin: Fahrschule vom Sattel

Großtat der Ostpreußen in Zeiten der Not

30jähriges Bestehen des Trakehner-Verbandes

Neumünster — Vier Tage herrschte in der Holstenhalle der schleswig-holsteinischen Kreisstadt Hochstimmung: Der ‚Verband der Züchter und Freunde des Warmblutpferdes Trakehner Abstammung e. V.', bekannt unter der Kurzform ‚Trakehner Verband', hatte aus Anlaß seines dreißigjährigen Bestehens in der Bundesrepublik Deutschland ein wahres Feuerwerk brillanter Darbietungen gezündet.

Zu der sonst im Herbst üblichen Sonderkörung Trakehner Hengste und der anschließenden Auktion gab es noch eine Stuten-Elite-Auktion, einen Filmabend und die erste Bundesschau Trakehner Hengste. Wie stark das Interesse am ostpreußischen Warmblutpferd ist, konnte man vor allem auch daran erkennen, daß nicht ein einziger Platz an allen Tagen freiblieb.

Groß war in diesem Jahr die Zahl der Zuschauer, die aus dem Ausland kamen. Darunter Züchter und Interessenten aus Schweden, Dänemark, Holland, Belgien, Luxemburg, Großbritannien, der Schweiz, Österreich und den USA. Von dort nahm eine Abordnung des amerikanischen Verbandes, der American Trakehner Association, an ihrer Spitze Präsident Whinery, teil.

Wie bereits in unserer Ausgabe vom 22. Oktober, Folge 43, berichtet, wurde der Trakehner Verband als Nachfolgeorganisation der Ostpreußischen Stutbuchgesellschaft für Warmblut Trakehner Abstammung am 22. Oktober 1947 ins Leben gerufen. Zur Erinnerung an diesen Tag und zu Ehren derjenigen Männer und Frauen, die unter unsagbaren Entbehrungen und Strapazen die Zucht des Ostpreußenpferdes am Leben hielten, trafen sich Mitglieder, Freunde und Gäste des Verbandes zu einem Festakt. Vorsitzender Dietrich von Lenski-Kattenau rief in einer Rückblende das Geschehen jener Jahre ins Gedächtnis. Den jüngeren unter den Zuhörern schilderte er die damalige Situation, die durch die Kriegseinwirkungen und die damit verbundene Flucht aus Ostpreußen entstanden war. Seine Hochachtung und Verehrung galt den ostpreußischen Züchtern, die damals nicht aufgaben, obwohl sie selbst kaum Überlebenschancen hatten — zu denen ja auch der Stallupöner von Lenski gehört — sowie die Einheimischen, die die Ostpreußen nicht im Stich ließen, im Gegenteil, selbst mithalfen bei der Fortführung der Trakehner Rasse in Reinzucht: „Es war eine Großtat der Ostpreußen in Zeiten der Not."

Der schleswig-holsteinische Landwirtschaftsminister Günter Flessner sagte in seiner Ansprache, daß das Wort Trakehnen in ihm viele Erinnerungen an Pferde, Menschen und die Landschaft wachrufe. Auch er erinnerte an die Flucht, an den weiten, beschwerlichen Treck. Anerkennende Worte fand er für die Holsteiner, die in jener trostlosen Zeit ihre Ställe zur Verfügung stellten.

Besonders hob Flessner die Unterstützung hervor, die die Landtagsabgeordneten der Trakehner Zucht angedeihen ließen. Ihnen sei es mit zu danken, daß das Trakehner Gestüt Rantzau im schleswig-holsteinischen Kreis Plön zu einem Schmuckstück geworden sei. Der Minister dankte ebenfalls den alten ostpreußischen Züchtern, daß Trakehnen kein verklungenes Lied geworden sei. Die jüngere Generation, die keine gewachsene Beziehung zur Geschichte habe, wies er mahnend auf diese Tatsache hin.

Anerkennung zollte der Vorsitzende der Deutschen Reiterlichen Vereinigung (FN), Graf Landsberg, den Trakehner Züchtern für die in den vergangenen dreißig Jahren geleistete Arbeit. Das Trakehner Pferd sei als „unser deutsches Spitzenpferd" zu bezeichnen.

Der Ehrenpräsident des Trakehner Verbandes, Dr. Fritz Schilke, erinnerte an das Durchhalte-Vermögen der Züchter, die im Sinne eines japanischen Sprichwortes gehandelt hätten: „Wende das Gesicht der Sonne zu, dann fallen die Schatten nach hinten." Schilke gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß alle Züchter, die vor 30 Jahren anfingen, „heute noch aktiv und hier versammelt sind".

Oberbürgermeister Uwe Harder wies, auch im Namen der ebenfalls anwesenden Stadtpräsidentin Frau von dem Hagen, auf die 850-Jahr-Feier der Stadt Neumünster hin, in deren Rahmen auch die Trakehner Veranstaltungen eingebettet seien. Er stellte die festen Bindungen der Trakehner zur Stadt heraus, die auf eine lange Tradition reiterlicher Veranstaltungen zurückblicken könne. Besonders dankbar vermerkten die Zuhörer die Feststellung des Oberbürgermeisters, daß „das Trakehner Pferd das einzige noch lebende und auch wohl das älteste Kulturgut des deutschen Ostens" sei. Er begrüßte es, daß der Verband ein so lebhaftes Echo gefunden habe, und bedauerte zugleich, daß wegen des schon vor vier Wochen erfolgten Ausverkaufs der Sitz- und Stehplätze weitere Charterflüge aus den USA nicht mehr durchgeführt werden konnten.

Über die weiteren gelungenen Veranstaltungen anläßlich der „Trakehner Tage in Neumünster" berichten wir ausführlich in Folge 49.

Horst Zander



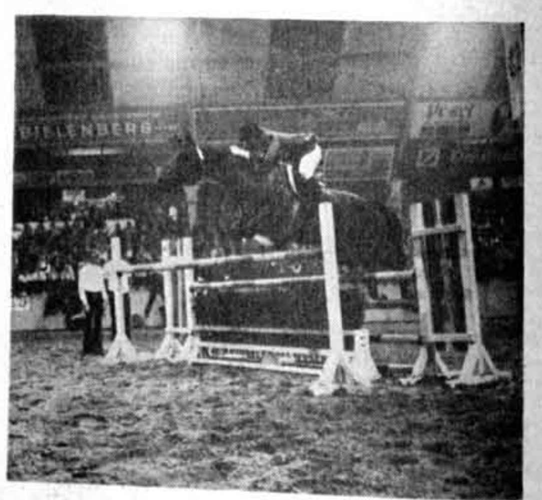
Bildschön: Hengste unter dem Damensattel



Begeisterung: Lübecker Beagle-Meute



Grand Prix: Ramzes-Sohn Condus



Erfahrung: Springtest



Gehorsam: Reifenspringender Hengst



Ehrung: Pokal des Ostpreußenblattes für Hengst Memphis



Erfolgreiche Vielseitigkeitspferde: Viererzug

WIR GRATULIEREN

Schluß von Seite 16

Lemke, Julie, aus Zielhausen, Kreis Lyck, jetzt Elmaussicht 29, 3300 Braunschweig, am 21. November

Märkert, Lydia, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Gneisenaustraße 7 a, 2407 Bad Schwartau, am 13. November

Möller, Ernst, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Westerwiesenweg 1, 2139 Scheeßel, am 20. November

Murach, Kurt, Pfarrer i. R., aus Trempen, Kreis Angerapp, jetzt Siebengebirgsstraße 9, 5300 Bonn-Bad Godesberg, am 25. November

Petersen, Ernst, aus Seestadt Pillau II, Ostoberschlesienstraße 9, jetzt 2321 Stocksee-Lehmkuhl, am 22. November

Pichler, Martha, aus Königsberg, Jägerstraße Nr. 51, jetzt Kottwitzstraße 35, 2400 Lübeck, am 25. November

Potschies, Ernst, aus Gumbinnen, jetzt Goethepark 13, 1000 Berlin 12, am 21. November

Prawitt, Albert, aus Seestadt Pillau II, Danziger Straße 6, jetzt Am Lindenhof 9, 2447 Heiligenhafen, am 22. November

Riemann, Erwin, aus Königsberg, Börsenstraße, jetzt Am Zuschlag 25, 2067 Reinfeld, am 27. November

Salzmann, Anna, aus Seestadt Pillau II, Camstigaller Straße 1, jetzt Biebricher Allee 140, 6202 Wiesbaden-Biebrich, am 20. November

Siebentritt, Richard, aus Gumbinnen, jetzt Holsteinische Straße 49, 1000 Berlin 41, am 17. November

Stolle, Elsa, aus Lyck, Bismarckstraße, jetzt Bergstraße 19, 2850 Bremerhaven, am 26. November

Sturat, Meta, geb. Knuth, aus Rossitten, Kreis Labiau, jetzt Oststraße 25, 3302 Cremlingen 3, am 4. November

Tietgen, Berta, aus Königsberg, Altr. Predigerstraße 28, jetzt Stettiner Straße 18, 2400 Lübeck, am 16. November

Trepp, Helene, aus Königsberg, jetzt Heinrich-Pierson-Straße 28, 3500 Kassel, am 9. November

Wagner, Frieda, geb. Krause, aus Perlswalde, Kreis Angerburg, jetzt Eichendorffstraße 16 I, 3200 Hildesheim, am 10. November

Wedig, Magdalena, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt Finkhütte 31, 2053 Schwarzenbeck, am 23. November

Wenghoefer, Hans, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Dessauer Straße 23, 6550 Bad Kreuznach, am 13. November

Zalenga, Margarete, jetzt Eyke von Repkow-Platz 1 a, 1000 Berlin 21, am 22. November

zum 70. Geburtstag

Behrendt, Emma, aus Osterode, jetzt Plöner Straße 184, 2420 Eutin, am 25. November

Behrendt, Emilie, geb. Baumgardt, aus Benkheim-Sperling, jetzt Altenheim Bothel, Hugo Troendler-Straße 10, 8000 München 50, am 11. November

Bendzko, Marta, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt zu erreichen über Ewald Rathke, Wätjenstr. Nr. 62, 2800 Bremen 1, am 10. November

Bloch, Ida, geb. Jendral, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt Weinschenkweg 3, 3000 Hannover-Ricklingen, am 26. November

Bogdahn, Willy, Bürgermeister und Amtsvorsteher, aus Rauterskirche, Kreis Elchniederung, jetzt Mühlenweg 10, 2059 Roseburg, am 9. November

Borrmann, Walter, aus Seestadt Pillau I, Breite Straße 5, jetzt Voigtstraße 8, 2000 Hamburg 19, am 8. November

Borowski, Johanna, geb. Faege, aus Angerburg, jetzt Wasserstraße 2 a, 4618 Heeren-Werve, am 18. November

Bruhnke, Karoline, aus Kölmersdorf, Kreis Lyck, jetzt Scharnhorststraße 12, 3062 Bückeburg, am 16. November

Czerwonka, Walter, aus Binien, Kreis Lyck, jetzt Kreuznacher Straße 7, 6530 Bingen, am 25. November

Didszuhn, Fritz, aus Gumbinnen, Luisenstraße Nr. 6, jetzt Topeliusweg 3 p, 1000 Berlin 22, am 26. November

Ewert, Ernst, aus Hermsdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Quellner Straße 16, 2117 Wistedt, am 14. November

Fahrun, Emil, aus Kalthagen, Kreis Lyck, jetzt Am Weidenkamp 19, 3341 Gr. Stöckheim, am 7. November

Fritz, Frieda, geb. Hundertmark, aus Heiligenbeil, Schlageter Platz 1 a, jetzt Kiefernweg 14, 4992 Espelkamp, am 19. November

Gawrisch, Ernst, aus Buddern, Kreis Angerburg, jetzt Sommeln, Trappenbruch 35, 5024 Pulheim, am 6. November

Gennies, Richard, Polizeibeamter i. R. aus Friedrichssstein, Kreis Samland, jetzt Meisenweg 3, 2222 Marne, am 8. November

Gerlach, Helene, aus Lisken, Kreis Lyck, jetzt Moorfuhrtweg 2, 2000 Hamburg 39, am 24. November

Getta, Ewald, aus Allenstein, Stärkenthalerweg Nr. 44, jetzt Bismarckstraße 18, 3500 Kassel, am 11. November

Grinda, Fritz, aus Königsberg, jetzt Menzelstr. Nr. 28, 4100 Duisburg 1, am 16. November

Grislawski, Max, aus Roggen, Kreis Angerburg, jetzt Am Papenbusch 41, 2440 Oldenburg, am 10. November

Haller, Johannes, aus Wartenburg, Kreissparkasse, jetzt Dasselsbrucher Straße 32, 3100 Celle, am 19. November

Harder, Anni, geb. Bagdahn, aus Wixwen, Kreis Elchniederung, und Tilsit, Oberst-Hoffmann-Straße 35, jetzt Borsteler Straße 37, 3045 Bispingen, am 12. November

Heinrich- Willi, aus Gr. Guja, Kreis Angerburg, jetzt Blumenstraße 27, 7470 Elbingen, am 13. November

Heilig, Lieselotte, aus Seestadt Pillau II, Schulstraße 11, jetzt Schanzenweg 30, 2400 Lübeck, am 20. November

Hinz, Margarete, aus Seestadt Pillau I, Predigerstraße 1, jetzt Franz Büttner-Straße 14, 3040 Soltau, am 10. November

Holstein, Elisabeth, geb. Buchsteiner, aus Gotthardsthal, Kreis Angerapp, jetzt Alte Heerstraße 102, 4044 Kaarst 1, am 3. November

Hunsalzer, Ottilie, geb. Mrosek, aus Gedwangen, Kreis Neidenburg, jetzt 2306 Moorrehmen, am 20. November

Kebernick, Martha, geb. Volkmann, aus Holbitten, Kreis Mohrungen, jetzt Wilhelm-Busch-Straße 24, 3013 Barsinghausen, am 9. November

Knoth, Frieda, aus Klaußen, Kreis Lyck, jetzt Flurstraße 3, 8860 Nördlingen, am 18. November

Kornalewski, Alfons, aus Allenstein, Jägerstr. Nr. 4, jetzt Welfenallee 40, 3100 Celle, am 19. November

Kositzki, Gertrud, aus Ortelsburg, jetzt Untermarkt 23, 3558 Frankenberg/Eder, am 18. November

Krappa, Richard, aus Mostolten, Kreis Lyck, jetzt Lindenweg 48, 5601 Gruiten, am 25. November

Kraudzun, Maria, geb. Grau, aus Eydtkuhnen, Kreis Ebenrode, jetzt Im Defdahl 86 d, 4600 Dortmund, am 2. November

Kringold, Otto, aus Vungen, Kreis Osterode, jetzt Bahnhofstraße 11, 3307 Groß Dahlum, am 3.November

Krüger, Willy, aus Königsberg, Alter Garten Nr. 14, jetzt Sagenberg 7, 4300 Essen-Uberruhr, am 18. November

Laskowski, Helmut, Fischereipächter, aus Sorquitten, Kreis Sensburg, jetzt Plöner Chaussee, 2323 Ascheberg, am 23. Oktober

Lemke, Bernhard, aus Kringitten, Kreis Fischhausen, jetzt Am Schlaghecken 10, 4330 Mülheim-Saarn, am 6. November

Lorenz, Elisabeth, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, Gartenstadt Stablack, jetzt Wenniglोher Grenze 4, 5760 Arnsberg, am 15. November

Mensch, Anna, geb. Dannenberg, aus Weißhagen, Kreis Lyck, jetzt Imkerstieg 29, 3100 Celle, am 22. November

Modersitzki, Otto, aus Seestadt Pillau-Neutief, C-Straße 8 a, jetzt Breslauer Straße 15, 6000 Frankfurt, am 10. Novmber

Neumann, Liesbeth, geb. Behnert, aus Follendorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Rittmeisterkoppel 3d, 2000 Hamburg 67, am 21. November

Obitz, Erwin, aus Wieskoppen, Kreis Angerburg, jetzt Aufkircher Straße 38, 7770 Überlingen, am 11. November

Pelka, August, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Gorch-Fock-Straße 18, 2057 Reinbek, am 28. Oktober

Pokorra, Otto, aus Altkirchen, Groß Rauschken und Passenheim, Kreis Ortelsburg, jetzt Gütersloher Straße 60, 4840 Rheda-Wiedenbrück, am 8. November

Riemann, Ida, aus Memel, Alexanderstraße 1, jetzt Am grünen Kamp 3, 2870 Delmenhorst, am 24. November

Riemke, Fritz, aus Sanseitschen, Kreis Stallupönen, jetzt 2130 Rotenburg/Sölingen, am 8. November

Rogausch, Hedwig, aus Lyck, jetzt Lortzinkstr. Nr. 25, 2400 Lübeck, am 16. November

Sadowski, Max, aus Prostken, Kreis Lyck, Göringstraße 18, jetzt Kölner Straße 42, 4040 Neuss, am 22. November

Saul, Paul, aus Angerburg, jetzt Reeperbahn Nr. 15, 2200 Elmshorn, am 20. November

Schlimm, Hildegard, geb. Wasgien, Technische Lehrerin, aus Osterode und Pr. Holland, jetzt Im Goldregen 13, 5407 Boppard-Buchenau, am 12. November

Smoydin, Gertrud, aus Lyck, Bismarckstraße 4, jetzt Sophienstraße 16, 5600 Wuppertal 1, am 25. November

Stasch, Käthe, aus Angerburg, jetzt Eckerngarten 11, 4952 Porta Westfalica, am 22. November

Stielow, Elfriede, aus Vierzighuben, Kreis Pr. Eylau, jetzt Oberstraße 62, 4330 Mülheim, am 18. November

Stolzenberger, Emma, geb. Rudolph, aus Benkheim-Janellen, Kreis Angerburg, jetzt Büngenhof 485, 4173 Nienkerk, am 25. November

Suhr, Friedrich, aus Seestadt Pillau II, S. A. 61, jetzt Stettiner Weg 7, 2400 Lübeck, am 12. November

Tobien, Otto, aus Schaaksvitte, Kreis Königsberg-Land, jetzt Lange Wiese 19 b, 4800 Bielefeld, am 10. November

Utecht, Erika, geb. Kriegsmann, aus Heiligenbeil, Dresslerstraße 30, jetzt Soderstraße 117, 6100 Darmstadt, am 24. November

Wergull, Ida, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 46, 2061 Buhnstorf, am 12. November

Witt, Margarete, aus Seestadt Pillau II, Turmbergstraße, jetzt Brückenstraße 12 a, 2300 Kiel-Wellingdorf, am 6. November

Wysotzki, Paul, aus Lyck, Lycker Garten 46, jetzt Hofmeister Straße 6, 7400 Tübingen, am 7. November

Zawallich, Emmi, geb. Bachor, aus Höhenwerder, Kreis Ortelsburg, jetzt Backesweg 32 a, 6457 Maintal 1, am 11. November

Zerell, Erich, aus Soltmahnen, Kreis Angerburg, jetzt Bertastraße 2, 4132 Kamp Lintfort, am 20. November

zur diamantenen Hochzeit

Schmakeit, Ernst, und Frau Ida, aus Schneckenmoor, Kreis Elchniederung, jetzt Haufsstraße 51, 7990 Briedrichshafen 1, am 17. November

zur goldenen Hochzeit

Heß, Alfred, und Frau Elise, geb. Paschke, aus Lönhöfen, Kreis Heiligenbeil, jetzt Schleuer Weg 9, 2201 Odeneich, am 25. November

zur Ernennung

Keßler, Rüdiger, Dr. jur., (Keßler, Erich, Dr., Rechtsanwalt, und Frau Charlotte, geb. Keller, aus Saalfeld, Kreis Mohrungen, jetzt König-Karl-Straße 46, 7000 Stuttgart 50) ist zum Richter beim Bundesfinanzhof in München ernannt worden.

Aus den Heimatkreisen . . .

Schluß von Seite 17

aber nur bei Bestellung bis zum 31. Dezember 1977; danach kostet das Buch 10 DM mehr. Durch die Spenden der Landsleute und durch die finanzielle Hilfe von Patenkreis und Patenstadt konnten wir das Buch zu diesem niedrigen Preis anbieten. Das Werk ist eine umfassende Dokumentation über unseren Heimatkreis und gibt Darstellungen über das Landschaftsbild, die Geschichte, das Kirchen- und Schulwesen, die Land- und Forstwirtschaft, Industrie, Handel und Handwerk, Verwaltung und Behörden sowie über die Osteroder nach 1945 (Kreisgemeinschaft und Patenschaften); außerdem ist eine Einzelbeschreibung sämtlicher Landgemeinden enthalten.

Bestellen Sie das Buch bitte umgehend, damit Sie den verbilligten Vorverkaufspreis ausnutzen und es zu Weihnachten vorliegen haben. Es ist ein wertvolles Weihnachtsgeschenk für unsere Landsleute und es wird auch gerade für die jüngere Generation von Interesse sein. Informieren Sie bitte auch Ihre Verwandten und Bekannten von dem Erscheinen des Kreisbuches und von der Möglichkeit des verbilligten Bezuges. Bestellungen sind ausschließlich an Walter Westphal, Oldenburger Landstraße 10, 2420 Eutin, zu richten (Absenderangaben bitte in Druckschrift). Der Kaufpreis von 29,80 DM je Exemplar ist an die Konten der Kreisgemeinschaft Osterode zu überweisen: Girokonto Nr. 432 190 bei der Kieler Spar- und Leihkasse in Kiel; Postscheckkonto Nr. 3013 66-204 beim Postscheckamt Hamburg. Auf dem Überweisungsabschnitt bitte vermerken: „Für Kreisbuch." Nach Überweisung des Betrages erfolgt die Zusendung des Buches etwa ab 10. Dezember 1977.

Rößel

Kreisvertreter: Aloys Sommerfeld, Reinhold-Frank-Straße 68, 7500 Karlsruhe.

Die Kreistagswahl fand gemäß Beschluß des Kreisausschusses am 15. Oktober statt. Da keine weiteren der Ausschreibung entsprechende Kandidatenvorschläge eingingen, sind folgende Landsleute für den Kreistag 1977/81 gewählt worden: Die Kreisausschußmitglieder Aloys Sommerfeld, Bischofstein/Karlsruhe; Johannes Heinrichs, Bischofstein/Münster; Bruno Raffel, Sturmhübel/Lüneburg; Erich Stockdreher, Bischofstein/Wunstorf; Paul Schimanski, Sternsee/Gehrden; Adelheid Ehm, Bischofstein/Hannover; Bruno Bischoff, Tornienen/Berlin; Bruno Bader, Bischofstein/Köln; Ewald Brieskorn, Gerthen/Königswinter; Leo Hasselberg, Tollnigk/Sulingen; Aloys Krause, Frankenau/Sögel; Werner Lingk- Bischofstein/Lüdersen; Ilse von Marquardt, Potritten/Meppen; Dr. med. Pollakowski, Bischofsburg/Verden; Erwin Poschmann, Rössel/Kaltenkirchen; Ferdinand Wagner, Seeburg/Ute Wery von Limont, Bischofsburg/Wiesbaden; Bruno Zaremba, Bischofsburg/Bergen. Wer von den Gewählten das Mandat nicht annimmt, wird gebeten, dies dem Kreisvertreter schriftlich mitzuteilen.

Das diesjährige Hauptkreistreffen in Hannover-Herrenhausen war ein relativ guter Erfolg. Schon am Vorabend hatte sich eine größere Anzahl Landsleute zum frohen Beisammensein eingefunden. Das Kreistreffen wurde durch die Gottesdienste beider Konfessionen eingeleitet. Dr. Engling, Sturmhübel,, hielt ein ermländisches Hochamt mit Predigt. Nachdem der Kreisvertreter das Treffen eröffnete und nach dem allgemeinen Eröffungsteil, erfolgte in feierlichem Rahmen die Verleihung des Ehrenzeichens der LO in Silber an Bruno Bischoff, Tornienen/Berlin; Bruno Raffel, Sturmhübel/Lüneburg; Erich Stockdreher, Bischofstein/Wunstorf und Ferdinand Wagner, Seeburg/Frankfurt (Main). Der Bundesgeschäftsführer der LO, Friedrich-Karl Milthaler, hielt die Festansprache mit dem Thema „Aufgabe und Bedeutung der Kreisgemeinschaften heute". Anschließend eröffnete der Kreisvertreter die Mitgliederversammlung, erläuterte ihren Anlaß und rief zur Abstimmung über die Annahme der neuen, endgültigen Satzung auf.

Die Satzung wurde mit einer Stimmenthaltung angenommen. Durch die Verabschiedung der endgültigen Satzung kommt dem diesjährigen Hauptkreistreffen eine historische Bedeutung in unserer Kreisgeschichte zu. Es folgte ein buntes Programm. Es sang und tanzte die Volkstanzgruppe Hannover. Anschließend führten Johannes Heinrichs und Rudolf Poschmann Aufnahmen aus unserem Heimatkreis vor. Man schied von Hannover in dem Bewußtsein, wieder ein Stück Heimat erlebt zu haben.

Deutliche Schrift

— möglichst mit Schreibmaschine oder in Blockbuchstaben — verhindert Satzfehler!

Tilsit-Stadt, Tilsit-Ragnit, Elchniederung

Stadtvertreter: Dr. Fritz Beck, Kreisvertreter Ragnit: Matthias Hofer, Kreisvertreter Elchniederung: Horst Frischmuth.

Realgymnasium und Oberrealschule (Oberschule für Jungen) — Das diesjährige Haupttreffen der ehemaligen Schüler — es war das 38. der Nachkriegszeit — fand in Hamburg statt. Dr. Fritz Weber begrüßte 40 Ehemalige, die zum Teil mit ihren Frauen erschienen waren. Erfreulicherweise hatten auch einige neue Kameraden den Weg nach Hamburg gefunden. Bei der Totenehrung war leider festzustellen, daß in den letzten zwei Jahren 24 Schulkameraden von uns gegangen sind. 1978 soll das Schultreffen im Herbst in Hamburg oder Hannover stattfinden; 1979 jedoch in jedem Fall in Kiel wegen des 25jährigen Jubiläums der Patenschaft Kiel-Tilsit. Für das nächste Jahr sind Neuwahlen vorgesehen, da Dr. Weber infolge seines Alters und der beruflichen Inanspruchnahme das Amt des ersten Vorsitzenden abgeben möchte. Anschließend berichtete Bruno Lemke über die Kassenprüfung. Das Ergebnis ist gut; der Kassenführung wurde Entlastung erteilt und Inge Weber für die exakte Arbeit besonders gedankt. Dr. Beck referierte kurz über die Tilsiter Heimatstube im Museumsdorf Kiel-Rammsee. An Dr. Kurt Forstreuter wurde ein Glückwunschtelegramm gesandt, da ihm durch das Kuratorium der Gesellschaft Albertinum (Universität Göttingen) die Simon-Dach-Medaille verliehen worden ist.

Es wurde geplant, in absehbarer Zeit ein neues Anschriftenverzeichnis drucken zu lassen, da das alte aus dem Jahre 1972 stammt und dauernder Korrekturen bedarf. Das Fotoalbum mit etwa 70 Aufnahmen von der Schule, den Lehrerkollegen sowie von Klassen und Ausflügen fand großes Interesse. Soweit Abzüge vorhanden waren, wurden sie an Ort und Stelle verkauft. Kurz vor Mitternacht trennten wir uns in dem Bewußtsein, einige schöne und erlebnisreiche Stunden verbracht zu haben.

FAMILIEN-ANZEIGEN



Am 19. November 1977 feiern unsere lieben Eltern

Otto Wiechert
und Frau Auguste
geb. Witt
aus Adlg.-Blumenau
Ostpreußen

das Fest der goldenen Hochzeit.

Es gratulieren herzlich
HEINZ,
ELSBETH UND KINDER

3180 Wolfsburg 1, Tulpenweg 9

Am 10. November 1977 feierte unsere liebe, herzensgute Mutter und Omi

Dora Rüggebrecht
verw. Rose, geb. Hopp
aus Königsblumenau
Kreis Pr.-Holland

ihren 70. Geburtstag.

Es gratulieren von ganzem Herzen und wünschen, daß sie bald wieder gesund wird
IHRE DANKBAREN KINDER
UND ENKELKINDER

2105 Seevetal 1 (Hittfeld)
Lindhorster Straße 1



Unsere lieben Eltern

Alfred Heß
und Frau Elise
geb. Paschke
aus Lönhöfen, Kr. Heiligenbeil
jetzt 2201 Obendeich
Schleuer Weg 9

begehen am 25. November 1977 das Fest der goldenen Hochzeit.

Es gratulieren herzlichst
DIE KINDER
UND ENKELKINDER

Unser lieber Vater

Paul Kleimann
früher Klimaschewski
Fließdorf, Kreis Lyck

feiert am 25. November 1977 seinen 80. Geburtstag.

Es wünschen ihm alles Liebe und weiterhin seine geistige Frische und Tatkraft
MUTTI
EDELTRAUD
ILSE
UDO
SCHWIEGER-
UND ENKELKINDER

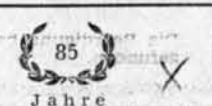
4330 Mülheim (Ruhr)
Hingbergstraße 327

Gertrud Rehfeld
geb. Lederich
am 20. November 1977
zum 67. Geburtstag

Martin Rehfeld
am 21. November 1977
zum 71. Geburtstag

aus Friedenberg, Kr. Gerdauen
jetzt 5820 Gevelsberg
Ostlandweg 4

Es gratulieren herzlich
HANS, ERNA UND HEIKE
Helmstedt



Jahre
wird am 18. November 1977

Lydia Simmat
geb. Pitwald
Bönkeim, Kreis Pr.-Eylau
und Ehlertfelde, Kreis Labiau

Herzliche Glückwünsche.
Gr. Osterfeld 20 c, 3250 Hameln

Anzeigentexte bitte deutlich schreiben





Jahre
wird am 26. November 1977 mein Mann, Vater und Opa

Fritz Didszuhn
aus Gumbinnen, Luisenstraße 6
jetzt wohnhaft in 1000 Berlin 22
Topeliusweg 3 p.

Es gratulieren herzlichst
DIE EHEFRAU,
KINDER,
SCHWIEGERKINDER
UND ENKELKINDER

Das Geburtstagskind grüßt alle Verwandten, Bekannten und die Mitglieder der Kreisgemeinschaft Gumbinnen.



Am 19. November 1977 feiert meine liebe Mutter, unsere liebe Omeli

Emmy Prochnow, geb. Gruber
aus Angerburg (Ostpreußen)
jetzt 2418 Bäk, Post Ratzeburg

ihren 80. Geburtstag.

Es gratulieren auf's Herzlichste und wünschen noch viele gesunde Lebensjahre
SOHN KURT
ENKELKINDER MICHAEL UND MANHARD

Am 20. November 1977 feiern unsere lieben Eltern Geburtstag.

Otto Albarus — Marie Albarus geb. Bouwain

 81

aus Sensburg, Philosophenweg 38 — Bischofsburger Straße 25
jetzt Fontanestraße 12, 5620 Velbert

Es gratulieren herzlichst und wünschen Gottes Segen ihre dankbaren Kinder
FRANZ UND EVA GRITSCH, geb. Albarus
UND REINHOLD ALBARUS



Am 22. November 1977 feiert mein lieber Vater, Schwager und Onkel

Franz Knorr
aus Königsberg (Pr)
jetzt 1000 Berlin 44
Liberdastraße 12

seinen 85. Geburtstag.

Es gratulieren recht herzlich und wünschen noch viele gesunde Jahre
IRMGARD MARKS, geb. Knorr
UND ALLE VERWANDTEN

90

Am 27. November 1977 feiert unsere liebe Mutter, Großmutter und Urgroßmutter

Elsa Briese
geb. Gutzeit
aus Tapiau/Ostpreußen
jetzt
4934 Horn-Bad Meinberg 2,
Rosenweg 3

ihren 90. Geburtstag.

Wir gratulieren von Herzen und wünschen weiterhin beste Gesundheit. In Dankbarkeit
ihre Kinder,
Enkel und Urenkel



Jahre
wird am 15. November 1977

Adolf Czudnochowski
Polizeibeamter a. D.
aus Maldaneien — Gehlenburg
jetzt 2222 Marne (Holstein)
Museumstraße 16

Es gratulieren herzlichst
DIE KINDER
UND ENKELKINDER

Am 31. Oktober 1977 verstarb unser guter Vater und Großvater

Albert Blank
Stellmachermeister i. R.
Kl. Rödersdorf und Rastenburg

im Alter von 87 Jahren.

Im Namen
aller Hinterbliebenen
Willy Blank und Frau

7730 Villingen
Rohrhardsbergweg 4

Am 24. August 1977 verstarb plötzlich und unerwartet im 62. Lebensjahr mein lieber Mann, Vater, Großvater, Bruder, Schwager und Onkel

Franz Hohmann
aus Stolzenberg/Zinten
Kreis Heiligenbeil, Ostpreußen

In stiller Trauer
Gertrud Hohmann
Ingetraud Brandenburg
geb. Hohmann
Wolfgang Brandenburg
und Enkelin Christine
Klaus Hohmann
und Ehefrau Karin
Jürgen Hohmann

Transvaalstraße 19
1000 Berlin 65

Sein Leben war tapfer und erfüllt von Liebe und Sorge für seine Familie.

Georg Wahl
aus Königsberg (Pr)
* 12. 11. 1894 † 8. 11. 1977

In Trauer
und Dankbarkeit
Liesbeth Wahl, geb. Borm
Dr. Hans-Georg Wahl
und Familie

2358 Kaltenkirchen
Falkenburger Stieg

Leg' alles still in Gottes ewige Hände,
das Glück, den Schmerz, den Anfang
und das Ende.

Nach kurzer Krankheit, jedoch plötzlich und unerwartet, entschlief heute meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Berta Konetzka
geb. Denda

im Alter von 75 Jahren.

In stiller Trauer
Gottlieb Konetzka
Theo Memmen und Frau Hildegard
geb. Konetzka
Gerhard Konetzka und Frau Ilse
geb. Hoffmann
Enkelkinder
und alle Angehörigen

2870 Delmenhorst, den 8. Oktober 1977
Danziger Straße 25

Müh' und Arbeit war dein Leben,
Ruhe hat dir Gott gegeben.

Plötzlich und unerwartet verstarb am 22. Oktober 1977 unsere liebe Mutter

Emma Aschmoneit
geb. Karper
aus Serpenten, Kreis Gumbinnen und Schönwiese, Kreis Stuhm
geb. 16. 7. 1898 gest. 22. 10. 1977

In stiller Trauer
Elfriede Aschmoneit
Herbert Aschmoneit

4590 Cloppenburg, Iltes Straße 1

Die Beerdigung fand am 26. Oktober 1977 statt.

Gertrud West
Regierungskassenangestellte
* 16. 12. 1900 † 23. 10. 1977
ehemals Königsberg (Pr), Vorder Lomse 8/9

In Liebe und Dankbarkeit
im Namen aller Angehörigen
Henry Flentje und Frau Hannelore
geb. West
Thomas und Anette

2850 Bremerhaven, Boschstraße 11

Wir trauern um unsere liebe Mutter, Großmutter und Schwester, Frau

Erna Bonacker
geb. Müller

aus Torffelde, Kreis Tilsit-Ragnit

Gott der Herr schenkte ihr einen gnädigen Tod im Alter von 79 Jahren.

In Liebe
Gerta Wegner, geb. Bonacker
mit Familie
Karlheinz Bonacker mit Familie
Gertrud Müller

6710 Frankenthal, 3. November 1977
Trauerhaus Brunckstraße 16

Die Beisetzung erfolgt in Lüneburg.

Meine liebe Freundin

Elise Schulz
geb. 22. 12. 1895 in Patersort

ist am 21. Juli 1977 nach langem Leiden im Pflegeheim 2211 Breitenberg bei Itzehoe heimgegangen und auf dem dortigen Friedhof beigesetzt.

In Trauer und Dankbarkeit
Käthe Witt
aus Lankitten und Groß Klingbeck
Kreis Heiligenbeil (Ostpreußen)

2000 Hamburg 74, Heinrich-Kaufmann-Ring 26

Nach einem erfüllten Leben durfte unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwägerin und Tante

Anna Gieger
geb. Gasenzer

aus Großstangenwald, Ostpreußen

im gesegneten Alter von 96 Jahren heimgehen in den ewigen Frieden.

Wir gedenken ihrer in Liebe und Dankbarkeit
Frieda Mack, geb. Gieger
Adolf Mack
Charlotte Korthaus, geb. Gieger
Burkhard als Enkel
und Anverwandte

5800 Hagen-Haspe, den 20. Oktober 1977
Hestertstraße 69 a

Nach längerer Krankheit verschied mein lieber Mann, unser lieber Vater, Schwieger- und Großvater

Kurt Jüngling
* 9. 3. 1898 in Pillau † 29. 10. 1977 in Ansbach
aus Kobbelbude

In stiller Trauer
Agnes Jüngling, geb. Witt, Gattin
Herbert Jüngling, Sohn
mit Familie
im Namen aller Angehörigen

8800 Ansbach, Sudetendeutsche Straße 19

Die Beerdigung fand am 2. November 1977, um 13.15 Uhr auf dem Waldfriedhof in Ansbach statt.

Wir trauern um meinen lieben Mann, unseren guten Vater und Großvater

Erwin Paulwitz
Forstamtmann i. R.
Hauptmann d. R.
Forsthaus Birkenbruch bei Johannisburg
geb. 30. 11. 1908 in Schlobitten, Kreis Pr.-Holland
gest. 21. 10. 1977 in Bad Oeynhausen

Emma-Luise Paulwitz, geb. Gorontzi
und Kinder

4970 Bad Oeynhausen, Am hohen Ufer 8



In Trauer gedenken wir unseres lieben Corpsbruders

Kurt Stolzenwald
Diplom-Landwirt
* 27. 5. 1901 acc SS 23 † 2. 1. 1977

A.H. Verband der Agronomia Königsberg (Pr)
I. A. Hans Schroeter

An alle Ostpreußen und Königsberger!

Nehmt bitte zur Kenntnis, daß unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Oma

Margarete Kalender
geb. Perkuhn

heute nach schwerer Krankheit entschlafen ist.

Im Namen
der trauernden Hinterbliebenen
Alfred Jaudzimn

2800 Bremen 66, den 12. November 1977
Eindhofer Straße 14

Fern seiner geliebten Heimat entschlief heute, für uns alle unerwartet, mein lieber Mann, unser guter Vater und Schwager, der

Justizamtmann a. D.

Erich Schultz
aus Königsberg (Pr)

im Alter von 67 Jahren.

In stiller Trauer
Hildegard Schultz, geb. Rachstein
Harry Schultz
Marianne Wehde
Hellmut Rachstein und Frau
Waldtraut Birkhold, geb. Rachstein
und Mann

3000 Hannover, den 3. November 1977
Asseburgstraße 15

Die Beerdigung hat auf dem Nikolaifriedhof Hannover stattgefunden.

Konrektor a. D.

Hermann Ulmer
* 13. Mai 1886 † 30. Oktober 1977

Emma Ulmer
geb. Stephan
* 13. August 1892 † 30. April 1973
aus Allenstein, Kasernenstraße 1

Ihr Leben war Güte und Fürsorge. Wir denken an sie in Liebe und Dankbarkeit.

Im Namen aller Angehörigen
Dr. Ilse Thun, geb. Ulmer
Herbert Ulmer

2200 Elmshorn, Wilhelmstraße 43
2400 Lübeck, Am Schellbruch 17

Nach langer, mit großer Geduld ertragener Krankheit verstarb am 23. Oktober 1977 mein lieber Mann, mein guter Vater, Schwiegervater, Bruder, Schwager, Onkel und Schwiegersohn

Reinhard Scheschonka
Obermeister
der Wäscher-Plätter-Innung Allenstein (Ostpreußen)

im 74. Lebensjahr.

In stiller Trauer
Gertrud Scheschonka
geb. Jütersohnke
Karl-Heinz und Gisela Wolf
geb. Scheschonka
Walter und Liesbeth Lemmer
geb. Scheschonka
Heta Kirschke, geb. Scheschonka
Ferdinand und Elfriede Schneider
geb. Scheschonka
Oma Jütersohnke

2190 Cuxhaven, Drangstweg 34



Herr, Dir in die Hände
sei Anfang und Ende,
sei alles gelegt.

Gott der Herr nahm heute plötzlich und unerwartet meinen lieben Mann, unseren guten Vater, Schwiegervater und Großvater

Erwin Ihlenfeld
* 31. 7. 1908 † 5. 11. 1977

früher Geschäftsführer der Raiffeisen-Genossenschaft Rastenburg

für immer zu sich.

Wir gedenken seiner in Dankbarkeit
Elisabeth Ihlenfeld, geb. Klein
Dipl.-Volkswirt Dietrich Ihlenfeld und Amalia
geb. Cunado
Dipl.-Soz. Marianne Burneleit, geb. Ihlenfeld
Siegfried Burneleit
cand. med. dent. Ulrich Ihlenfeld und Mari Jose
geb. Cunado
Ivana, Erik, Nicole und Martin

4400 Münster, Braunsbergstraße 10

Am 6. November 1977 entschlief nach kurzer, schwerer Krankheit mein innigstgeliebter Mann und mein herzensguter Vater

Karl-Otto Massurim
Transportunternehmer
aus Gilge, Kreis Labiau, und Memel

im Alter von 65 Jahren.
Seine ganze Sorge galt seiner Familie.

Wir nehmen Abschied in Liebe und Dankbarkeit.

Liesel Massurim, geb. Tollas
Hans-Jörg Massurim
und alle Angehörigen

4000 Düsseldorf 1, Egilweg 17

Die Beerdigung fand am Freitag, dem 11. November 1977, um 11.30 Uhr von der Kapelle des Eller Friedhofes aus statt.

Fachvorsteher i. R.

Erwin Gudladt
* 21. 7. 1904 † 3. 11. 1977

In tiefem Schmerz um meinen geliebten Mann, unseren guten Vater und Großvater

Hilde Gudladt, geb. Wetzker
Dipl.-Ing. Erwin Gudladt und Christa
geb. Dierling
mit Mark und Katharina
Friedrich-Wilhelm Weitz und Annegret
geb. Gudladt
mit Anja und Doreen

3300 Braunschweig, Lange Straße 38
1 Tobin Ave, West Caldwell NJ., USA 07 006
3150 Peine, Eichendorffstraße 18

Die Beisetzung findet im engsten Familienkreis auf dem Urnenhain des Stadt-Urnenfriedhofes Braunschweig statt. Von Beileidsbesuchen bitten wir Abstand zu nehmen.

Im Sinne des Verstorbenen bitten wir, von Kranz- und Blumenspenden abzusehen und den zugedachten Beitrag als Spende für die Arbeit der Kreisgemeinschaft Angerburg (Ostpreußen) auf das Konto Nr. 525 82 der Kreissparkasse Bad Segeberg zu überweisen.

Hedwig Hollop
geb. Lebus
* 23. 7. 1897 † 5. 11. 1977

In tiefer Trauer
Max Hollop
Ella Charlotte Lebus

2900 Oldenburg, Rebenstraße 46
Nedderend 45 b

Die Trauerandacht zur Einäscherung war am Donnerstag, dem 10. November 1977, um 11.15 Uhr im Andachtsraum des Beerdigungsinstituts Fritz Hartmann, Oldenburg, Steinweg 8.

Ist unser Staat wirklich gerüstet?

Gedanken zur Eskalation des Terrorismus

„Noch ist kein führender Parlamentarier im Nachkriegsdeutschland ermordet worden, wohl aber ein amerikanischer Präsident im Nachkriegsamerika. Und trotzdem sprechen deutsche Parteiführer hinter Panzerglas zu ihren Wählern, was kein amerikanischer Präsident sich zumuten würde."

Rudolf Augstein im „SPIEGEL" vom 31. 10. 1977

Gottlob, daß noch keiner unserer führenden Parlamentarier ermordet worden ist, doch die Morde von Drenkmann, Buback, Ponto und jetzt an Hanns-Martin Schleyer sind nicht weniger schwerwiegend als wenn ihnen ein Politiker zum Opfer gefallen wäre. So meinen wir, daß diejenigen, die nach den Erkenntnissen unserer Sicherheitsorgane besonders gefährdet sind, auch Anspruch darauf haben, ihr Leben gesichert zu wissen. Dabei wissend, daß es einen absoluten Schutz nicht gibt; eine Feststellung, die der Bundeskanzler auch für seine Person einmal getroffen hat. Politiker im Glaskasten sind sicherlich ein wenig schönes Bild, wenngleich auch hier die Frage zu stellen ist, ob alle, die sich im Glaskasten sehen lassen, wirklich so gefährdet sind, daß sie dieses Panzerglases tatsächlich bedürfen.

Gefährliche Drohungen

Das mag für Strauß zutreffen, selbst für Helmut Schmidt oder gar noch für Maihofer, ob es für Willy Brandt notwendig ist — dahinter kann man schon ein Fragezeichen setzen. Wir jedenfalls möchten meinen, daß in der Anarchoszene niemand auf den Gedanken kommt, etwa Willy Brandt nach dem Leben zu trachten. Weshalb auch? Und wenn Horst Ehmke, einst Kanzleramtsminister unter Willy Brandt und profilierter Politiker seiner Partei, davon spricht, es werde „noch viel Blut fließen in diesem Land", dann scheint diese Prognose keineswegs nur so dahingesprochen.

Immerhin hat das Marseiller Büro der AFP eine Mitteilung erhalten — und zwar am 20. Oktober bereits — in der es heißt, aus Rache für den Tod Baaders und seiner Genossen würden 100 000 Attentate in Europa die Strukturen der kapitalistischen Wirtschaft Deutschlands zerstören. Der mysteriöse Korrespondent der AFP verkündet, alle, die irgendwie mit dem Baader-Meinhof-Prozeß zu tun hätten, würden hingerichtet werden. Er nennt sogar einen Termin für den Beginn dieser Terrorkampagne: den 20. Januar des nächsten Jahres.

Wer diese Mitteilung noch als übertriebene Drohung abtun will, wird allerdings nachdenklicher werden, wenn er hört, daß die deutschen Terroristen der „Roten Armee-Fraktion" in gleichlautenden Schreiben, die an die französische Nachrichtenagentur AFP — die wir vorstehend bereits einmal zitierten — und an die Lufthansa-Zentrale in Köln gerichtet waren, mitteilten, ab 15. November würden drei Lufthansa-Maschinen in die Luft gesprengt werden. Man werde, so heißt es in dem Schreiben, die „faschistisch-kapitalistische Regierung Helmut Schmidt dort angreifen, wo es für sie am schmerzlichsten ist. Wir werden für jeden ermordeten Genossen ein Flugzeug in die Luft sprengen.Es gibt keine Möglichkeit, das zu verhindern. Deshalb soll jeder wissen, daß, wenn er ab 15. November ein deutsches Flugzeug besteigt, der Tod mitfliegt."

Es bedarf sicherlich keiner besonderen Betonung, daß die Lufthansa alles unternehmen wird, um eine solche Möglichkeit auszuschließen. Soll den Terroristen erschwert werden, Sprengkörper in eine Maschine zu schmuggeln, so bringt das auch eine stärkere Beaufsichtigung bei Wartung und Reinigung der Maschinen auf den Zielflughäfen. Die Überprüfung der Passagiere soll jetzt bereits nach den optimalen Möglichkeiten erfolgen. Doch wenn es den Terroristen tatsächlich ernst sein sollte, bleibt die Frage, ob sie etwa Waffen haben, um Attentate auf startende oder landende Maschinen zu versuchen.

Die Sicherheitsexperten werden zu prüfen haben, was in den Truppendepots alles gestohlen wurde und sie werden sicherlich auch in Erwägung ziehen müssen, ob sich Terroristen etwa in den Besitz von tragbaren Boden-Luft-Raketen setzen konnten, die es ihnen ermöglichen würden, solch grauenhafte Verbrechen zu planen — und zu realisieren.

Mit Befriedigung hat die deutsche Öffentlichkeit die Bemerkung des Bundeskanzlers zur Kenntnis genommen, wonach er damit rechnet, daß die Fahndung nach den 16 gesuchten Terroristen greifbare Erfolge zeitigen wird. Solche Hoffnung ist notwendig in einer Zeit, die erkennen läßt, daß der Terrorismus in unserem Lande eine ständige Eskalation erlebt. Erinnern wir uns der Brände in Kaufhäusern, die nur Symbolcharakter haben sollten, die Bomben auf US-Einrichtungen in Frankfurt und Heidelberg oder dem Anschlag auf den Springer-Verlag. Das war in etwa die erste Phase des Kampfes gegen die Bundesrepublik. Es folgten in der zweiten Phase die mörderischen Anschläge auf den Kammergerichtspräsidenten von Drenkmann in Berlin, auf Jürgen Ponto, auf Generalbundesanwalt Buback, das Massaker an dem Begleitkommando und schließlich die Ermordung Hanns-Martin Schleyers. Und wenn die neue Ankündigung — nämlich der Versuch, drei Flugzeuge zu sprengen — ernst zu nehmen ist (und hieran ist nicht zu zweifeln), dann dürfte der Terror in die dritte Phase und damit in eine ganz neue Dimension eintreten: Bombenterror gegen die Bevölkerung!

Über Jahr und Tag haben wir gerade in dieser Zeitung vor dieser gefährlichen Entwicklung und haben zugleich auch vor jeder Verharmlosung gewarnt. Diejenigen, die in literarischen Ergüssen die Bundesrepublik als ein „mieses und schmutziges Nest" bezeichnet haben, „in dem sich nicht zu leben lohnt", die hier nur „noch verfaulenden Rest von Macht sehen" — derjenige, der in einem Bestseller gerade Hanns-Martin Schleyer als den Repräsentanten eines ausbeuterischen Systems hingestellt hat, sie alle werden, wenn man sie fragen sollte, das und so nicht gewollt haben. Nun, was haben die Anarchisten denn gewollt?

„Sie wollen eine auf Recht und Freiheit gegründete Gesellschaft" — so jedenfalls interpretierte es Jochen Steffen in dem Monatsmagazin „das da" und meinte: „Bei den Anarchisten ist nur eines völlig klar. Das ist ihre sehr sympathische Zielvorstellung." Gemeint ist sicherlich nicht Mord — gemeint ist „eine auf Recht und Freiheit gegründete Gesellschaft ohne Gewalt." Diese ihnen vorschwebende Gesellschaft versuchten die Baader und Meinhof, die Ensslin und Raspe und versuchen die anderen, die noch frei herumlaufen, mit Bomben und Genickschuß und jetzt mit dem angedrohten Anschlag auf deutsche Flugzeuge herbeizuzwingen.

Noch vor drei Jahren meinte Bundesinnenminister Maihofer (im Vorwort zum Verfassungsschutzbericht), „der Linksterrorismus stellt jedoch trotz vereinzelter hochgefährdeter terroristischer Aktivitäten innerhalb der sogenannten „Neuen Linken" keine gegenwärtige Gefahr für die freiheitlich demokratische Grundordnung dar." Nun, Herr Maihofer wird inzwischen längst anderer Meinung und Politiker wie etwa Herr Brandt im Panzerglaskasten dürften als beredtes Zeichen dafür zu werten sein, daß der Linksextremismus doch als eine ernste und echte Gefahr anzusehen ist.



Willy Brandt: Kein Grund für Hysterie und Panikmache

Zwar hat Willy Brandt den Terrorismus nach rechts einordnen wollen, aber das hat ihm selbst sein Kanzler nicht mehr abgenommen, und die geballten Fäuste bei der Beisetzung der Selbstmörder von Stammheim sprechen nicht unbedingt für ein „Sieg Heil!", sondern vielmehr sind sie das Zeichen der revolutionären Linken, die ihre Bomben im Zeichen des roten Sterns auch in Zukunft werfen will.

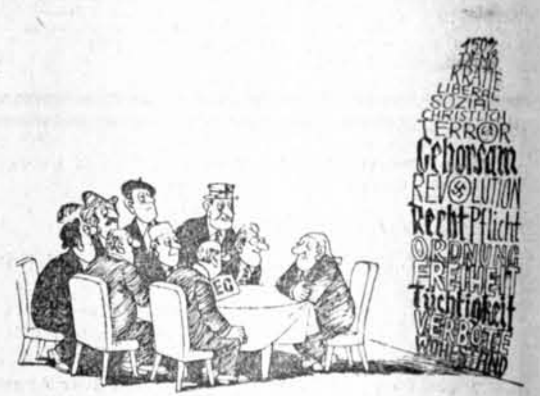
„Die Bundesregierung der Sozial-liberalen Koalition hat seit 1969 die schwerwiegenden Versäumnisse ihrer Vorgänger auf dem Gebiet der inneren Sicherheit durch aktives Handeln vergessen machen können. Daher sehen wir keinen Grund, in Hysterie und Panikmache einzustimmen. Unser Staat, die Bundesrepublik Deutschland, ist gerüstet, um mit einer Handvoll verbrecherischer Anarchisten fertig zu werden. Seit die sozial-liberale Koalition in Bonn regiert, sind die wesentlichen Voraussetzungen geschaffen, um unseren Staat auch im Innern zu sichern."

So Willy Brandt vor drei Jahren, im November 1974, auf einer Kundgebung seiner Partei in Euskirchen. Inzwischen dürfte auch Herr Brandt festgestellt haben, daß die wesentlichen Voraussetzungen doch noch nicht geschaffen sind, um unseren Staat auch im Innern wirksam zu schützen. Wir meinen, es sei nun an der Zeit, durch aktives Handeln aller Demokraten die innere Sicherheit herzustellen — statt sie vergessen zu machen oder gar weiter zu gefährden.

Dieser Terror richtet sich doch keineswegs gegen einen Staat, an dessen Spitze „Erzaktionäre" stehen, sondern — und das sollte man betonen — gegen einen freiheitlichen Rechtsstaat, an dessen Spitze ein sozialdemokratischer Bundeskanzler steht mit einem Kabinett aus Sozial- und aus Freidemokraten. Aus deren Reihen allerdings kam zu den Vorschlägen der Opposition hinsichtlich der Terrorbekämpfung die von dem Staatssekretär Andreas von Schoeler vertretene Auffassung, diese (Vorschläge) seien „das klassische staatspolitische Konzept aller reaktionären und rechtsextremen Parteien in der Welt".

Dahinter steht die Forderung nach einem Staat, der nicht mehr unser Staat ist. Dahinter steht die Vorstellung von einem Staat der Gesinnungsschnüffelei und der Verdächtigungen."

In dieser Zeitung haben wir bei früherer Gelegenheit bereits die Meinung vertreten:



„Michels historischer Schatten"
aus EG-Magazin 10/77

So wenig Staat als notwendig. Und nichts würde mehr Ablehnung verdienen als ein „Staat der Gesinnungsschnüffelei und der Verdächtigungen."

Liberalität hat Grenzen

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir in dem freiheitlichsten Gemeinwesen leben, das auf deutschem Boden je bestanden hat. Leider wird diese Freiheit von jeder Pflicht gegenüber dem Gemeinwesen aufgefaßt. Dabei dürfte es selbstverständlich sein, daß — und sonst ist ein Gemeinwesen nicht denkbar — es auch Pflichten gegenüber dem Staat gibt. Zu diesen Pflichten gehört, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß dieser Staat sich gegen jeden Versuch, ihn aus den Angeln zu heben oder gar auszubomben, erfolgreich zur Wehr zu setzen vermag.

Liberalität und Großzügigkeit in allen Ehren! Sie haben aber dort ihre Grenzen, wo es um eine echte Gefahr für den Bestand des demokratischen Gemeinwesens, an Leben und Gesundheit seiner Bürger geht. Man „verschiebt tatsächlich die Proportionen", wenn man — wie Heinrich Böll (1971) — in Fritz Teufel einen „liebenswerten Anarchisten" sieht. Man verschiebt die Proportionen, wenn man versuchen sollte, davon abzulenken, woher die Gewalttäter kommen, und vor allem leisten wir der Hetze aus dem Ausland selber Vorschub, wenn wir im Kampf gegen den Terrorismus der Verdächtigung, Lüge und Beschimpfung im eigenem Lande nicht endlich mit aller Härte entgegentreten.

Rainer Probst



Geballte Faust am Terroristengrab: Pakt der Gewalt erneuert!